This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

FJ 387 A. 2

K 286.a

# Der

# breite Weg und die enge Straße.

---

Eine Familiengeſchichte

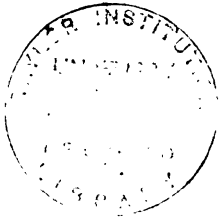
von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Zweiter Band.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1877.

Das Ueberſetzungsrecht dieſes Werkes in fremde Sprachen wird vorbehalten.



Mainz, Druck von Florian Kupferberg.

# Inhaltsverzeichniß.


Seite

## Eifersucht.

Erstes Kapitel . . . . . 3
Zweites Kapitel . . . . . 17
Drittes Kapitel . . . . . 28
Viertes Kapitel . . . . . 46
Fünftes Kapitel . . . . . 65

## Der Kampf des Lebens.

Erstes Kapitel . . . . . 81
Zweites Kapitel . . . . . 103
Drittes Kapitel . . . . . 117
Viertes Kapitel . . . . . 132
Fünftes Kapitel . . . . . 147

## Die Auserwählte.

Erstes Kapitel . . . . . 163
Zweites Kapitel . . . . . 178
Drittes Kapitel . . . . . 194
Viertes Kapitel . . . . . 209
Fünftes Kapitel . . . . . 229

# Eifersucht.

# Erſtes Kapitel.

Graf Hellmuth Tengenberg fühlte ſich namenlos unglücklich. In ruhigen Augenblicken ſagte er ſich zwar, er habe allen Grund glücklich zu ſein, doch dieſe Augenblicke waren gar ſelten und gar flüchtig. Emerenz hatte nicht immer Geduld und Mitleid mit ihm. Zuweilen lachte ſie, zuweilen hörte ſie gar nicht auf ihn, zuweilen warf ſie ihm ſeine Verkehrtheit mit Heftigkeit vor. Häufig kam ſie mit verweinten Augen zu Gräfin Tengenberg oder Gräfin Verſen. Doch nie äußerte ſie die leiſeſte Klage, die entfernteſte Andeutung ihrer beſtändigen Qual, und ſo wie ſie unter Menſchen war, überwog ihre natürliche Lebhaftigkeit den Kummer. Niemand ahnte das traurige Geheimniß ihrer Ehe.

„Nein, wie ich dem Hellmuth zürne, kann ich gar nicht ausſprechen," ſagte Gräfin Tengenberg zu Andreas; „er quält mit ſeinem Jähzorn die arme Emerenz bis auf's Blut. Als ich heute Vormittag aus der Meſſe kam, hörte ich ihn poltern und toben. Das iſt ein wahres Hauskreuz und ſie trägt es mit bewundernswerther Ruhe."

Niemand war von größerer Bewunderung für Emerenz durchdrungen als Andreas, obschon Niemand es weniger an den Tag legte als er. Das Interesse, das er im ersten Augenblicke, da er sie sah, für sie empfand, steigerte sich mehr und mehr in der näheren Bekanntschaft. Dem Gemahl an Geist und Gemüth so überlegen, dennoch von ihm so gequält, aber von der ganzen Welt gefeiert zu sein und dabei auf dem geraden Wege zu bleiben — welche Reinheit der Seele setzte das voraus! Denn nur durch diese Reinheit hing sie mit der Gnade zusammen, und alle Kraft und alle Stärkungsmittel, die der Glaube gewährt, fehlten ihr. Deshalb hegte Andreas die feste Zuversicht, daß Emerenz zum Glauben sich bekehren werde, und mit gespannter Aufmerksamkeit belauschte er jede Aeußerung, verfolgte er jede Regung, die ihm verheißungsvoll schien. Sie that zuweilen eine Frage oder machte eine Bemerkung, welche deutlich zeigten, daß in der Tiefe ihrer Seele Gedanken sich regten, die nach höherem Verständniß strebten. Wenn Andreas sie allein bei seiner Mutter fand, nahm das Gespräch gewöhnlich eine ernste Richtung; so wie aber Hellmuth dazu kam, wurde es alltäglich, denn er hörte stumm und gelangweilt zu und brachte dann plötzlich ein höchst gleichgültiges Thema zur Sprache. Hätte Andreas Emerenz allein sprechen können, so würde er versucht haben, sie direct auf das Verlangen ihrer Seele nach Erkenntniß der Wahr-

heit aufmerksam zu machen. Aber er sah sie nie allein und schon die Gegenwart seiner Mutter setzte ihm Schranken der Vorsicht, da er nicht ohne Besorgniß vor ihren frommen Rathschlägen gewesen wäre.

„Emerenz wäre ein Engel, wenn sie fromm wäre," sagte sie häufig, und immer gab Andreas gelassen zur Antwort:

„Bete, daß sie es werde."

Der Grund, weshalb Hellmuth an jenem Vormittag einen Anfall von Berserkerwuth gegen die ganze Welt hatte, die sich beständig zwischen ihn und Emerenz drängte, war der, daß Harald Sternfels Abends zuvor in einer Soiree von den entzückenden plastischen Darstellungen seiner Cousine gesprochen und folglich die Gesellschaft Emerenz bestürmt hatte, ihr diesen Genuß zu bereiten. Die arme Emerenz, wohl wissend was ihr von Hellmuth bevorstehe, lehnte ab, versicherte sie sei aus der Uebung gekommen u. s. w. Selbstverständlich ließ man das nicht gelten, man war so gespannt auf etwas Neues. Man bat, man flehte, man beschwor, man fiel über Hellmuth her und verlangte, daß er als Herr und Gemahl befehlen solle — genug, es war unmöglich bei der Weigerung zu beharren, und es wurde ein Tag in der nächsten Woche festgesetzt, wo bei Gräfin Versen die Darstellung stattfinden sollte, und zwar mit der Musikbegleitung von Harald Sternfels.

Als Emerenz am andern Morgen verschiedene Hefte

mit Zeichnungen ansah, und dabei sagte, daß Harald um eilf Uhr kommen werde, brach der unterdrückte Sturm aus und Hellmuth verlangte, Emerenz solle ihm schwören, daß dies für immer und ewig die letzte ihrer Darstellungen sei. Sie entgegnete:

„Du weißt bereits, daß ich so etwas nicht thue. Solltest Du je eine vernünftige Einwendung zu machen haben, so kannst Du überzeugt sein, daß ich sie beachten werde. Für diesmal ist die Sache entschieden, und es freut mich, daß Harald mich dabei unterstützt, denn er ist musik- und kunstverständig. Ich will es recht schön machen, lieber Hellmuth," setzte sie liebreich scherzend hinzu; „Du sollst Ehre einlegen mit Deiner Emerenz."

Da half kein Scherz und keine Anmuth! Er verwünschte sein Leben, seine Ehe, die Welt, die Menschheit .... und hauptsächlich seine Liebe, die ihn in ein namenloses Elend stürze.

„Auch mich," sagte Emerenz und große Thränen fielen auf das Blatt, das sie in der Hand hielt.

„Ah bah! Dich! ... Harald kommt und Du bist ganz vergnügt."

Emerenz weinte heftiger.

„Ja weine nur, das paßt vielleicht für eine von Deinen Darstellungen. Mich rührt es nicht .... denn Du bist ungerührt von meiner Liebe."

„Hellmuth, Du wirst es dahin bringen, daß ich wünschen muß, Dir gleichgültig zu sein."

„Nun, das iſt ehrlich geſprochen. Ich entnehme daraus, daß ich Dir bereits gleichgültig bin. Alſo adieu. Unterhalte Dich gut mit Harald," ſagte Hellmuth mit gezwungener Ruhe und verließ das Zimmer. Sie war troſtlos. Wie ſoll ich dies Leben ertragen!... wie kann ich es ändern!... wie wird es enden! ſeufzte ſie unter heißen Thränen. Doch ſie mußte ſich faſſen. Sie wickelte ſich in einen Plaid und ging in den Garten, um ſich zu erfriſchen. Es war kalt; eiſig ſtrich der Wind durch die dürren Baumäſte. Sie ging raſch und als ſie in den Seitenweg einbog, begegnete ihr Andreas. Sie blieb vor ihm ſtehen und fragte:

„Können Sie mir ſagen, warum der Menſch ſo namenlos unglücklich ſein kann, Graf Andreas?"

„Um ſein Glück höher zu ſuchen als auf der Erde."

„Wer verbürgt mir, daß ich ein höheres Glück finden werde?"

„Dieſe Bürgſchaft leiſtet uns der barmherzige Gott."

„Können wir es nicht finden, ohne zuvor gelitten zu haben?"

„Kaum. Die Wucht des Schmerzes gibt der Seele einen Schwung, den ſie zuvor nicht hat .... und je reiner der Schmerz, deſto höher der Schwung."

„Was nennen Sie einen reinen Schmerz?"

„Einen unegoiſtiſchen."

„Danke, danke, guter Graf ... der ſcharfe Wind

thut den Augen weh," sagte sie hastig und ging weiter, denn sie bemerkte, daß Andreas sie fixire.

Andreas ging in das Haus und stieß im Vorsaal auf Hellmuth, der durch die offene Glasthür im Hintergrunde des Gartens Emerenz gewahr wurde; sie hatte also ein Zwiegespräch mit Andreas gehabt. Kaum dessen Gruß erwiedernd, stürzte er verzweiflungsvoll hinweg, um einen schwer kranken Kameraden zu besuchen, einen ganz jungen Mann, der ihm von dessen Eltern besonders empfohlen war.

Emerenz hatte sich gefaßt und erfrischt, und als Harald kam, war sie ganz erfüllt von ihren künstlerischen Gedanken, erklärte sie ihm und besprach mit ihm die Tonstücke, die er zu wählen habe und die er durch freie Phantasien mit einander zu verbinden habe. Selbstverständlich ging Stunde um Stunde damit hin. Es schlug Zwei als sich Harald entfernte, indem er sagte:

„Wie die Zeit verfliegt .... und wir sind doch erst bei der Vorübung."

„Ja, sind wir aber darüber im Klaren, so macht es sich hernach für ein musikalisches Genie, wie Sie sind, ganz leicht. Also auf morgen wieder um eilf Uhr," entgegnete Emerenz.

In Hellmuth tobte ein Sturm. Er nahm sich vor noch mehr Material zu sammeln, bevor es zum Ausbruch kommen solle.

Gegen Abend hatte er wieder den jungen Kranken

beſucht. Von dort zurückkehrend traf er auf dem Platz, an welchem das Tengenberg'ſche Haus lag, ſeinen Oberſt, Graf Verſen, der ihn aufhielt und ſagte:

„Die Kriegsgerüchte nehmen fort und fort zu. Man weiß nicht, ob Frankreich den Krieg will, ob Preußen ihn will, ob beide ihn heimlich wollen und ihn ſcheinbar nicht wollen. Genug, im Frühling gibt's Krieg. Hören Sie nur."

Und langſam mit Hellmuth auf dem Platz hin und her gehend, erzählte Graf Verſen, was ihm ein Freund aus Paris geſchrieben habe und welche Mittheilung ihm durch die dritte Hand aus Berlin zugegangen ſei. Daran knüpfte er ſeine Muthmaßungen und Betrachtungen, Befürchtungen und Hoffnungen. Der Platz war einſam, die Laternen brannten hell, der ſcharfe Morgenwind hatte ſich gelegt und Graf Verſen ſchien dieſe abendliche Promenade ſehr gemüthlich zu finden. Zuerſt hörte Hellmuth aufmerkſam zu: ein Soldat iſt immer aufmerkſam, wenn von Krieg die Rede iſt. Plötzlich war es mit der Aufmerkſamkeit aus und vorbei.

Das Arbeitszimmer des Grafen Andreas lag im erſten Stock des Hauſes ſo, daß es zwei Fenſter nach dem Hof und eins nach dem Platz hatte. Zufällig und ohne etwas dabei zu denken, hatte Hellmuth Licht in dieſem Zimmer geſehen. Auf einmal war es verſchwunden, und wie ein Blitz flog es durch Hellmuth's Sinn, Emerenz habe Vormittags im Garten die Ver-

abredung getroffen, Andreas möge sie um diese Stunde besuchen. Je länger er vor seinem Hause mit Graf Versen Schildwache halten mußte, um desto fester setzte sich der unsinnige Verdacht in ihm fest, nährte sich durch all den Groll, den er am Morgen nicht ausgesprochen hatte, steigerte sich zu stiller Verzweiflung durch den Zwang, den er durch den Oberst erduldete — so daß, als dieser ihn endlich entließ, Hellmuth wie eine Bombe in den Hof flog, in's Haus, durch das Haus in den Garten, um in die Fenster seiner Frau zu sehen, ob Andreas bei ihr sei. War das der Fall .... — weiter gingen seine Gedanken nicht! ... Er stand im Garten vor den Fenstern; aber o weh! die Fensterladen waren inwendig geschlossen. Seiner Besinnung nicht mächtig, stieß er seinen Säbel in die Fensterscheibe, die klirrend zersprang und ein heller Schrei folgte darauf. Dies war aber weder die Stimme noch die Art seiner Frau, und er war schon etwas verblüfft. Im Nu wurde jetzt Fensterladen und Fenster aufgerissen, Emerenz erschien, erkannte ihren Mann und rief in's Zimmer hinein:

„Sei unbesorgt, liebe Tante, es ist Hellmuth!" — Und zu ihm sich wendend, setzte sie hinzu: „Bist Du wahnsinnig geworden?"

„Ein Scherz ... verzeih' ... ich wollte Dich erschrecken" .... stotterte er in der höchsten Verlegenheit.

„Komm' herein und bitte die Tante um Vergebung,"

ſagte Emerenz und ſchloß wieder Fenſter und Fenſterladen.

„Welche ſonderbare Art, einen Scherz zu machen — mit dem Säbel und zerſprengten Fenſterſcheiben,“ ſagte Gräfin Tengenberg verſtimmt, als Hellmuth verwirrt eintrat und verſetzte:

„Liebe Tante, hätte ich gewußt .... Emerenz ſpricht immer ſo enorm tapfer .... ich wollte ſie auf die Probe ſtellen .... ſie ein wenig necken.“

Dabei blieb es. Im Lauf des Geſprächs erfuhr Hellmuth, daß Andreas gar nicht in der Stadt ſei; er war am Nachmittag auf ein Paar Tage nach Obertengenberg gefahren. Jetzt erwachte der Verdacht in ihm, Andreas habe im Garten Abſchied von Emerenz genommen und er ſagte:

„Das hätteſt Du mir doch ſagen können, Emerenz!“

„Ich wußte es ja nicht,“ entgegnete ſie; „ich erfuhr es, als die Tante vor einer halben Stunde herunter kam.“

Für den Augenblick ſah Hellmuth ſeine Ungerechtigkeit und die Kränkung ein, die er ſeiner Frau zufügte, und er nahm ſich vor weniger vorſchnell zu handeln, mit mehr Kaltblütigkeit zu überlegen. Hat aber eine Leidenſchaft ſich im Menſchenherzen feſtgeſetzt, ſo ſchießen aus der böſen Wurzel fort und fort die Sproſſen ihrer Art hervor.

Der Faſching ging zu Ende, man mußte ſeine

scheidenden Freuden gründlich genießen. Um vier Uhr früh kehrten Emerenz und Hellmuth von einem glänzenden Ball heim. Der Salon war erleuchtet und erwärmt, die Thee-Urne stand siedend auf dem Tisch und der kleine Wassergeist in ihr sang sein leises Liedchen.

„So liebe ich es!" sagte Emerenz vergnügt, legte Fächer, Blumenstrauß und Handschuhe bei Seite, nahm eine Mantille um und setzte sich an den Theetisch. „Die trauliche Stille ist so wohlthuend nach dem Gewirr und Getöse, und diese eine Schaale Thee schmeckt mir besser, als das ganze ungeheuer splendide Souper."

„Mir . . . weder das eine noch das andere," sagte Hellmuth mürrisch.

„Und warum nicht, Hellmuth? Beides ist gut."

„Weil ich sehen mußte wie Du tanztest, tanztest, tanztest, unaufhörlich, Stunde um Stunde."

„Man geht ja auf einen Ball um zu tanzen."

„Du gehst aber ganz unter im Tanz."

„O nein, ich unterhalte mich auch . . . . wenn ein Tänzer unterhaltend ist."

„Eines ist gewiß."

„Und was ist das?"

„Daß Du auf dem Ball gar nicht an mich denkst."

„Doch! wenn ich sah daß Du tanztest, freute es mich, und bei dem Souper habe ich nach Dir umgeschaut, um zu sehen, bei welcher Dame Du Platz genommen hättest."

„Was sind das für erbärmliche Gedanken!"

„Ernſte und hohe weiß ich nicht daran zu knüpfen,“ ſagte Emerenz und lachte.

„Du lachſt . . . und doch bin ich überzeugt, daß Du ernſte Gedanken gehabt haſt.“

„Das iſt wahr.“

„Im Geſpräch mit Prinz Arthur.“

„Nein.“

„Mit Harald?“

„Nein.“

„Mit Graf Verſen?“

„Auch nicht.“

„Alſo mit Andreas!“

„Endlich gerathen.“

„Und worüber ſpracht Ihr?“

„Er ſagte, es ſei ein Mißbrauch der Wiſſenſchaft, ſie im Dienſt des Unglaubens zu verwenden. Der allweiſe Gott ſei der Urquell alles Wiſſens, aller Erkenntniß; aus dieſer Quelle werde alle menſchliche Wiſſenſchaft abgeleitet, folglich müſſe ſie den Stempel ihrer Abkunft tragen und gleichſam Zeugniß von Gott ablegen.“

„Was in aller Welt geht Dich der Urſprung der Wiſſenſchaft an! Du biſt ja keine Gelehrte.“

„Nein . . . aber ich höre es unausſprechlich gern, wenn alle irdiſchen Beſtrebungen, alle menſchlichen Dinge auf Gott und auf einen göttlichen Zuſammenhang zurückgeführt werden . . . . und das thut er.“

„Er? . . . welcher Er? . . . gibt es nur den einzigen Er auf Erden?“

Emerenz war vom Theetisch aufgestanden und sagte scherzend:

„Du schläfst wohl schon, Hellmuth, und hast vergessen, daß wir von Graf Andreas sprachen . . . ich bin noch gar nicht schläfrig . . . schau her.“

Sie machte ein graziöses chassé en avant, blieb vor ihm stehen und setzte hinzu:

„Meine Toilette fand ungeheuren Beifall.“

„Wahrscheinlich bei Andreas,“ entgegnete er mit zornfunkelnden Augen und grimmiger Stimme.

„Nein, bei den Damen,“ wollte Emerenz sagen, aber die Worte erstarben auf ihren Lippen, denn Hellmuth faßte sie mit beiden Händen um den Gürtel, und mit einem Ruck zerriß er das Florkleid von oben bis unten so gewaltsam, daß einige Fetzen mit Blumen und Bandschleifen rechts und links auf den Teppich flogen. Dann warf er sich in einen Lehnsessel so, daß er seiner Frau den Rücken zukehrte und vergrub sich in Finsterniß.

Emerenz war leichenblaß geworden und um ihren Mund zuckte es. Sie nahm Handschuhe und Fächer und ging schweigend in ihr Zimmer. Vor der Kammerjungfer nahm sie sich zusammen, und erst als sie im Bett lag, ließ sie den mühsam verhaltenen Thränen freien Lauf; denn so etwas hatte sich Hellmuth noch nie erlaubt.

Er, als er sich allein sah auf dem Schauplatz seiner Thaten und zwischen deren Trophäen, spürte ein grollendes Unbehagen mit seinem Jähzorn, keineswegs mit seiner Eifersucht. Er sammelte die abgerissenen Blumen und Schleifen auf, warf sie in's Ofenfeuer, legte das verwelkte Bouquet seiner Frau dazu und betrachtete mit Wohlgefallen, wie die ganze Ballherrlichkeit in den Flammen verschwand.

Nach diesem Auto da fé brütete er über die Möglichkeit seine Lage zu verändern und einen Ort zu finden, wo er in gänzlicher Abgeschiedenheit mit Emerenz leben könne. Bald wollte er sich in eine kleine entlegene Garnison versetzen lassen, bald den Abschied nehmen und in irgend einem dunkeln Winkel der Karpathen — denn die Alpen waren ihm nicht einsam genug — mit Emerenz sich vergraben. Beide Pläne hatten in der Ausführung so viel Unerfreuliches, daß ihm der vernünftige Gedanke kam, es sei am klügsten sich in seine Lage zu schicken und Emerenz etwas weniger zu quälen. Die Zeit verging. — —

„Wachst Du noch, Emerenz?" fragte er mit gedämpfter Stimme, als er in das Schlafzimmer trat.

Emerenz wachte, denn sie weinte; aber sie verbarg ihr Gesicht in die Kissen und that, als schlafe sie den Schlaf des Gerechten — und Hellmuth sagte nichts mehr. Als er wirklich schlief, weinte Emerenz noch viel heftiger, weil sie sich vorwarf, unversöhnlich gewesen zu sein.

Dieſer Auftritt erweiterte die geheime Kluft, die zwiſchen ihnen ſich aufgethan hatte. Emerenz empfand vor Hellmuth eine Scheu, die an Abneigung grenzte, und in Hellmuth griff mehr und mehr die Ueberzeugung um ſich, daß Andreas eine heftige Leidenſchaft für Emerenz im Herzen trage und daß Emerenz ſie erwiedere. Er wurde immer finſterer und ſie immer gleichgültiger.

## Zweites Kapitel.

Es war am Abend des Aschermittwochs. Gräfin Tengenberg und Andreas waren bei Emerenz. Hellmuth war zugegen.

„Wie ist das angenehm, einen gemüthlichen Abend vor sich zu haben und keine große Toilette machen zu müssen — was meinst Du, Emerenz?“ fragte die Gräfin scherzend und setzte sich behaglich mit ihrer Häkelarbeit im Sopha zurecht.

„Ganz Deiner Meinung, liebe Tante,“ versetzte Emerenz lebhaft; „die Faschingsfreuden sind hohl wie Seifenblasen. Es sieht recht lustig aus, die bunten Kugeln umherfliegen zu sehen; aber sie platzen und man hat nichts davon — und platzten sie nicht, so wäre uns die Monotonie sehr bald unerträglich. Im vorigen Winter unterhielt ich mich viel besser als heuer.“

„Das glaubt Niemand, der Dich in der Welt sieht,“ sagte Hellmuth.

„Auf dem langweiligsten Rout sind Sie strahlend,“ setzte Andreas hinzu.

„Nun ja!“ sagte Emerenz lachend. „Miß Mac Allan hat mir eingeprägt, man müsse sich mit Anmuth zu langweilen verstehen. Ich finde es sehr unverbindlich, den Leuten ein gelangweiltes Gesicht zu zeigen ... und bin ich einmal in dem Gewirr, so spreche ich, so höre ich, so sehe ich — und werde davon ganz munter. Es ist aber mehr eine äußere, als eine innerliche Munterkeit.“

„So wird es den meisten Menschen gehen, die über zwanzig Jahre alt sind,“ sagte die Gräfin; „sie werden nach Ausruhen verlangen — und es ist große Weisheit der Kirche, diesen Augenblick zu benutzen, um uns durch die Aschenweihe an den Tod zu erinnern, der allen irdischen Freuden ein Ende macht.“

„Das wissen wir ja ohnehin,“ sagte Hellmuth.

„Eine kleine Erinnerung ist dann und wann nicht übel,“ entgegnete die Gräfin; „ich meinestheils werde immer bußfertig gestimmt, wenn der Priester mir das Aschenkreuz auf die Stirne zeichnet und dabei spricht: Memento homo quia pulvis es et in pulverem reverteris.“

„Bußfertig?“ rief Hellmuth; „das schmeckt nach Geißel, Cilicium und Kasteiung, beste Tante!“

„Bußfertig!“ sagte Emerenz langsam und ernst; „vielleicht bedeutet es das aufrichtige Verlangen, das Leben zu benutzen um besser zu werden.“

Ein Schleier von Schmerz und Trauer flog über

ihr sonniges Antlitz. Hellmuth starrte sie an und dachte für sich: Was mag sie wohl zu bereuen haben? Andreas blickte sie auch an und dachte: Möge sie auf diesem Wege weiter gehen. Emerenz setzte hinzu:

„Wir sind so unvollkommen, wir armen Kinder des Staubes."

„Das sind wir," entgegnete Andreas lebhaft; „diese Abkunft vom Staube, diese Verwandtschaft mit ihm, ist die beständige Demüthigung des Menschen — denn er kann nicht, wie er will; ist die beständige Folter des Menschen — denn er will nicht, wie er soll; und dient zur Glorie des Menschen — wenn er ihn mit Füßen tritt, sich über ihn, d. h. über sich selbst erhebt und dadurch beurkundet, daß er seine andere Abstammung aus dem Reich des übernatürlichen Lebens nicht vergessen hat und ihren Werth am höchsten achtet. Und leicht ist es nicht, die Welt des Staubes mit Füßen zu treten, weil sie sich in einem kleinen, aber furchtbar gebieterischen Punkt concentrirt."

„Und das ist?" fragte Emerenz gespannt.

„Im Herzen! . . . sein Herz muß der Mensch opfern, das will sagen: will er den Staub mit Füßen treten, so muß er das opfern, was sein Herz begehrt — oder das, was sein Herz erfüllt."

„Aber warum denn?" fragte Emerenz und legte bittend die Hände zusammen, als ob sie um Schonung flehe.

„Um einem höheren Willen Platz zu machen, der im Herzen herrschen soll, weil er den Menschen seiner ewigen Bestimmung entgegen führt.“

Andreas schwieg und Alle schwiegen, die Gräfin — erbaut, Hellmuth höchst verstimmt, Emerenz tief erschüttert, so daß sie nach einer kleinen Weile unbefangen fragte:

„Nicht wahr, wenn man sich gründlich bessern will, muß man eine sogenannte Lebensbeicht ablegen?“

Andreas lächelte gerührt über diese kindliche Naivetät und die Gräfin sagte erfreut:

„Ein vortreffliches Mittel!“

„Nichts für Emerenz!“ rief Hellmuth.

„Vortrefflich für Emerenz und vortrefflich für Dich, mein guter Hellmuth.“

„Beste Tante, ich liebe Dich, ich verehre Dich, ich bewundere Dich, ich ... ich ... ich weiß nicht was ich sagen soll, um Dir meine Hochachtung auszudrücken ... allein in Dingen, welche Emerenz auf diese Weise berühren, habe ich ein Wort mitzureden. Emerenz thue ihre Pflicht, so hat sie nichts zu beichten, und vernachlässigt sie ihre Pflicht, so wird sie sich nicht dadurch bessern, daß sie es einem Geistlichen sagt .... und darauf läuft ja doch nur die ganze Beicht hinaus.“

„Lieber Hellmuth, in welchem ungeheuren Irrthum bist Du befangen.“

„Liebe Tante, Irrthum oder nicht — so ist meine Auffassung und bei ihr verbleibe ich.“

„Du wirſt Dich beſinnen, nicht wahr?“ ſagte Emerenz bittend.

„Mit nichten! Dies Gerede im Beichtſtuhl iſt und bleibt mir ein Gräuel. Jetzt, liebe Tante, habe ich die Ehre mich Dir zu empfehlen .... ich muß nach meinem jungen Reconvalescenten ſchauen. Adieu, Andreas ... auf Wiederſehen, Emerenz!“

Er ſtürmte fort.

„So iſt er nun einmal,“ ſagte Emerenz gleichmüthig; „ich werde mich nicht dadurch abhalten laſſen, in der öſterlichen Zeit eine Lebensbeicht abzulegen. Ich war bisher recht kalt bezüglich der Religion ... und leider recht nachläſſig, aus Leichtſinn mit der Beicht. Widerwillen habe ich aber nicht gegen ſie ... ja, ich begreife nicht, wie man ihn haben könne.“

„Im Allgemeinen haben Diejenigen Widerwillen gegen die Beicht,“ ſagte Andreas, „die in ihrem Gewiſſen einen Punkt oder eine Sache herum tragen, welche ihnen ſchwer wird zu bekennen. Im Allgemeinen, ſage ich ... es mag auch beſondere Gründe geben, allein ſtichhaltig ſind ſie nie,“ ſetzte er hinzu, da Emerenz ihn bedenklich anſah. Er glaubte, ſie denke an ihren Mann, ſie dachte aber an ihren Vater. Welcher Grund konnte ihn den guten, den klugen Mann ſo abgeneigt machen?

„Hängt es nicht vielleicht zuſammen mit einem gewiſſen Mangel an Religion ... an poſitivem Chriſtenthum?“ ſagte ſie ſchüchtern.

„Sehr richtig! . . . . glauben Sie aber, daß dieser Mangel bei uns, die wir im Christenthum geboren und erwachsen sind, mit unserer Tugend zusammenhängt?"

„Wenn ich an mich denke, so muß ich Nein sagen," erwiederte sie.

„Und mit uns selbst haben wir übergenug zu thun," gab Andreas beruhigend zur Antwort, um jeder unnöthigen Aufregung in Emerenz vorzubeugen. Dann sprach er von seinen Neffen, die im Frühling gefirmt werden sollten und das Gespräch blieb ernst bis Hellmuth nach einer Stunde zurück kam. Da brach Andreas es ab und ging auf die politische Tagesgeschichte über und auf die Frage, ob ein kleiner deutscher Prinz Aussicht habe König von Spanien zu werden.

„Das waren herrliche Zeiten," rief Hellmuth, „als ein kleiner deutscher Graf, der die Soldtruppen der Stadt Zürich geführt hatte, römisch-deutscher Kaiser wurde, weil er ein tüchtiger, kräftiger Mann war; der Respect und Vertrauen einflößte. Aber durch Intriguen, Bestechungen, Ueberlistungen König einer wildfremden Nation zu werden, deren Sprache man nicht kennt, deren Sinn und Sitten man nicht versteht, die von diesem importirten König so wenig weiß wie vom Mann im Mond — das ist eine politische Combination, die allzu sehr wackelt, um Ehre und Segen zu bringen."

„Solche Schmuggelei hat etwas Empörendes, wenn man bedenkt, daß es sich um die Würde einer Krone

und um das Wohl eines Volkes handelt," sagte Emerenz.

„Die Spiegelfechterei des modernen Constitutionalismus, der aus revolutionären Ansichten und Bestrebungen hervorgegangen ist, hat die Auffassung der Königswürde und des Volkswohls bis zur Entstellung herabgesetzt," sagte Andreas; „sie verschwinden hinter dem Wohl des Staates. Wird die Jugend in Schulen getrieben, wo sie Stunde um Stunde mit überflüssigem und oberflächlichen Lernen bei überspanntem Geist und abgespanntem Körper sitzt — wird die zweite Jugend in die Kaserne gesperrt und durch äußere Dressur abgerichtet eine Maschine in Menschengestalt zu werden — wird die ganze Manneskraft dazu ausgebeutet, um einen möglichst hohen Ertrag der Steuern zu erpressen, so geschieht das Alles unter dem pomphaften Namen des Staatswohls, und daß dabei das Wohl des Volkes zu Grunde geht, fällt um keines Strohhalms Gewicht in die Schaale. Nur auf moralischer, nicht auf mechanischer Grundlage gedeiht das Volkswohl; moderne Staatsform ist ein starrer Mechanismus, dessen Räderwerk die Kammermajoritäten bilden, denen schließlich auch der Fürst sich zu unterwerfen hat. Will er nicht, so wäre er nicht der ächte, der wahre constitutionelle Monarch und man müßte ein Revolutiönchen machen, um seiner ledig zu werden. Pfiffiger Intrigue, niedrigem Ehrgeiz, bodenloser Habsucht öffnet der Con-

ſtitutionalismus bereitwillig ſeine Reihen; edle Freiheit, unabhängige Geſinnung, Anſichten, die das Wohl des Volks im Auge haben, ſchließt er aus oder erdrückt ſie. Weil der Conſtitutionalismus unmoraliſch iſt, entſittlicht er die Charaktere und ſchwächt den Glauben und die Religioſität, ſo weit ſein Einfluß ſich erſtreckt — und der erſtreckt ſich weit."

Da ſich kein Anhänger des Conſtitutionalismus in dem kleinen Kreiſe befand, ſo machte ſich keine Disharmonie geltend und der Abend ging friedlich zu Ende.

Emerenz verließ den Salon und ſetzte ſich in ihrem Zimmer an den Schreibtiſch. Hellmuth rief:

„Es iſt eilf Uhr! ... willſt Du jetzt noch ſchreiben?"

„Nein! ... nur eine kleine Notiz machen, um ſie nicht zu vergeſſen."

Er trat hinter ihren Stuhl und las die Worte, die ſie in ein Buch ſchrieb.

„Aſchermittwoch 1870. Der Menſch kann nicht wie er will: das iſt ſeine Demüthigung — und er will nicht was er ſoll: das iſt ſeine Folter."

„Sieh' Emerenz, nun weiß ich es!" rief Hellmuth außer ſich; „Du ſollſt mich lieben und Du willſt es nicht."

„Laß ab von Deinen Quälereien!" ſagte ſie müde; „ich gebe Dir mein Wort, daß ich nicht an Dich dachte, als ich dies ſchrieb."

„Darauf brauchſt Du mir nicht Dein Wort zu

geben ... das weiß ich ohnehin ... aber an Andreas dachteſt Du."

„Auch nicht ... ich dachte nur an mich und an die Wahrheit dieſer Worte. Sei ſo gut, mich nicht zu ſtören. Es fehlt noch der letzte Satz."

„Da Du jedes Wort im Gedächtniß haſt, iſt das Aufſchreiben unnöthig," ſagte Hellmuth, nahm mit raſchem Griff das Tintenfaß aus dem Schreibzeug und goß es über das Blatt. Dann ſauſte er wie ein Wirbelwind hinaus.

Das Buch ſchwamm in Tinte, Emerenz ſchwamm in Thränen, rang troſtlos die Hände und ſeufzte: O ich will ihn ja lieben, dieſen ſchrecklichen Mann ... aber ich kann nicht! ... O ja ... es iſt eine furchtbare Demüthigung, daß ich nicht mehr mit meinem Willen eine Liebe zuſammenbringe, welcher ich ewige Dauer beimaß und die mir wie ein Schatten aus dem Herzen ſchwindet. O, um wie Vieles möchte ich Andreas fragen ... er gibt mir Aufſchlüſſe, die meine Seele ergreifen. Aber Hellmuth's Raſerei wird ſich ſteigern ... o, ich bin unausſprechlich unglücklich. —

Und allerdings ſteigerte ſich Hellmuth's Raſerei. Er wollte durchaus nicht, daß Emerenz ihre Pflicht als Katholikin erfülle und in der öſterlichen Zeit die heiligen Sacramente empfange. Er behauptete, Andreas habe ihr dieſen Gedanken beigebracht, ohne Andreas wäre ſie nie darauf verfallen und er wolle nicht, daß

Andreas einen solchen Einfluß auf sie gewinne, denn die Religiosität sei nur ein Schleier, unter welchem er sich in ihr Herz schleichen wolle. Schwieg Emerenz zu diesen Beschuldigungen, so sagte er:

„Es ist sonnenklar! . . . Du versuchst nicht einmal Dich zu vertheidigen."

Wies sie die Beschuldigungen zurück, so sagte er:

„Gib Dir keine Mühe . . . Du änderst meine Ueberzeugung nicht."

Gab sie ihm ruhige Antworten, so hieß es:

„Du willst mich durch Sanftmuth entwaffnen . . . Doch Du täuschest mich nicht."

Sprach sie sich gereizt aus, so rief er:

„Endlich hab' ich es getroffen. Du wirst zornig, weil Du Dich nicht vertheidigen kannst."

Man hätte viel sanftmüthiger sein müssen als Emerenz war, um bei dieser beständigen moralischen Folterung geduldig zu bleiben. Bei ihrem leidenschaftlichen Charakter und ihrer gänzlichen Rathlosigkeit hatte sie Anfälle von Verzweiflung, durch welche sie sich selbst und ihren Mann nur noch mehr aufreizte. In einem solchen Anfall sagte sie einmal:

„Ich kann das Leben mit Dir in dieser Weise nicht ertragen . . . ich will zu meinem Vater zurückkehren."

„Willst Du den Scandal machen, so bedenke, daß er von Dir ausgeht, nicht von mir. Uebrigens wird Dein kluger Vater lächeln, wenn er erfährt, daß Du

Dich zu ihm flüchtest, um in aller Ruhe eine Lebensbeicht abzulegen, um Dich zu bessern — während es doch nur von Dir abhängt, stante pede zu Deiner Besserung zu schreiten."

Vielleicht hatte Hellmuth Recht. Sie nahm sich zusammen; sie wollte sehr gern sanftmüthig und geduldig sein; es gelang nur nicht. Und der Abend des Aschermittwochs hatte ihr so tiefe Eindrücke zurück gelassen, daß sie den Vorsatz, den sie geweckt hatten, nicht aufgeben wollte.

Gräfin Tengenberg und Andreas fanden Emerenz ungewöhnlich ernst. Nie kam eine Andeutung, nie die leiseste Klage über ihre Lippen; es war unmöglich, den Umfang ihrer häuslichen Leiden zu ergründen. Die Gräfin und ihr Sohn freuten sich über den größeren Ernst, den sie bei Emerenz wahrnahmen und er beschwor seine Mutter, sie nicht durch Fragen oder Rathschläge zu drängen oder zu verwirren. Er sah mit Wonne, daß die Keime eines höheren Lebens, die unentwickelt in ihrer Seele lagen, sich zu entfalten begannen und gleichsam aus einem Traumzustand zum Licht des Tages erwachten. Ein namenloses Interesse für Emerenz stand über all seinem Thun und all seinem Denken, wie der Polarstern über seinem Haupt.

## Drittes Kapitel.

Emerenz ſaß in ihrem Zimmer mit einem Brief in der Hand, deſſen Inhalt ihr bitter weh that. Ihr Vater theilte ihr die Verlobung Grazianens mit Ignaz mit. Wie iſt es möglich! ſprach Emerenz tief niedergeſchlagen zu ſich ſelbſt; wie iſt es möglich, daß Graziane dieſe Wahl treffen, daß Papa ſie genehmigen konnte! ... O, das iſt ihr Einfluß! ... ſie, ja ſie hat es möglich gemacht.

Und ſie las zum dritten und vierten Mal den Brief, um eine Spur von Mißbilligung zu entdecken. Vergebens. Veldegg wußte, wie wenig ſympathiſch Eugenia und Ignaz für Emerenz waren; er wußte aber auch, daß Emerenz niemals nachträglich eine Sache öffentlich mißbilligen werde, die mit ſeiner Zuſtimmung abgeſchloſſen war; deshalb ſprach er ſich zufrieden aus und legte beſonderen Nachdruck auf ſeine Freude, Graziane ſo ungemein beglückt zu ſehen. Wie iſt's möglich! ſeufzte Emerenz, glücklich mit Ignaz? ... unmöglich! —

Ihr Blick fiel auf einen zweiten Brief von unbe-

kannter Hand; sie erbrach ihn gleichgültig. Keine Unterschrift — kein Datum — wie seltsam! sie hatte nie einen anonymen Brief erhalten, sie las gespannt:

„Wer Einmal die wundervollen Augen der Gräfin Emerenz gesehen hat, der vergißt sie nie wieder. Doch so wundervoll diese Augen sind, so besitzen sie nicht die Gabe, die Verhältnisse einer früheren Generation klar zu durchschauen. Wäre dies der Fall, so würde Gräfin Emerenz ohne Zweifel ihren ganzen Einfluß aufbieten, um eine Ehe zu hintertreiben, die jetzt in ihrer Familie geschlossen werden soll."

Starr wie eine Bildsäule saß Emerenz da. Was sollte das bedeuten ... wer hatte das geschrieben ... Freund oder Feind ... war etwas Entsetzliches im Werk? ... — Sie las und las wieder. Jedes Wort prägte sich in ihr Gedächtniß ein wie Blei in Wachs. Aber ihr Vater hatte zuweilen geäußert, nichts sei verächtlicher als anonyme Enthüllungen, Drohungen, Warnungen; wer von der Wahrheit seiner Aussagen durchdrungen sei, scheue sich nicht, sie auszusprechen, wenn er glaube Gutes zu stiften — und wenn er das nicht glaube so schweige er; kein Mann von Ehre schreibe anonyme Briefe. Das war einleuchtend. Und doch! und doch! ... es konnte doch vielleicht wahr sein! Emerenz schauderte. Sie hörte Hellmuth's Schritt, sprang auf und warf den Brief in's Feuer.

„Wie siehst Du aus ... was fehlt Dir ... warum

zitterſt Du .... was haſt Du in's Feuer geworfen?“ fragte Hellmuth eintretend.

„Den Umſchlag dieſes traurigen Briefes ... lies was Papa ſchreibt.“

Zum Glück hatte ſie den Umſchlag auch wirklich verbrannt, und Hellmuth fand ſeinerſeits die Nachricht wenig erfreulich.

„Das hat Mama Erting zuwege gebracht,“ ſagte er; „die ſetzt durch was ſie will, und bei einem Gänschen wie Graziane, iſt das nicht ſchwer. Man muß ſich mit dem Sprichwort tröſten: Ehen werden im Himmel geſchloſſen.“

„Ja ... aber ſie werden auf Erden gelebt,“ verſetzte Emerenz, wie von einem Donnerſchlag betäubt. Das Zuſammentreffen der Briefe in demſelben Augenblick und deren Inhalt machte ihr den Eindruck, als werde eine Rückſchau in die Vergangenheit ihr erſchloſſen, das innerſte Weſen ihres Vaters entſchleiert und ihre inſtinctive Abneigung gegen Eugenia erklärt. Hiegegen ſträubte ſich ihr gerader Sinn, auf anonyme Andeutungen Werth zu legen, ihnen Glauben beizumeſſen, und nirgends war Klarheit, war Beruhigung zu ſuchen; denn auch hierüber wie über Alles, was ihre Seele bewegte, mußte ſie ſchweigen. Daß ſie voll ſorgenſchwerer Gedanken war, konnte ſie nicht verbergen, und ſie erregte dadurch nicht wenig Hellmuth's Unwillen. Ein Brief Grazianens war wenig tröſtlich. Sie ſchrieb voll ſchwärmeriſcher Begei-

ſterung für ihre hohe Aufgabe, einen ſo edlen, zartfühlenden, liebenden Mann, wie Ignaz, zu tröſten über bittere Erfahrungen und ihn mit einem Leben zu verſöhnen, das ihm bis jetzt nur ſchmerzliche Enttäuſchungen geboten habe. Sie finde dieſe Aufgabe beſeligend, und die Liebe werde ihr die Mittel zur Ausführung gewähren.

„Wie alt iſt Graziane?“ fragte Hellmuth, der auch den Brief geleſen hatte.

„Im achtzehnten Jahre.“

„Da iſt ſie um zwei Jahre zu alt für ſolchen Unſinn. Sie wird ihrem Mann unausſtehlich werden durch romanhafte Ueberſpannung, denn er iſt ein Liebhaber der Realitäten des Lebens und ihre phantaſtiſchen Grillen werden ihm nicht zuſagen. Schreibe ihr das ..... ſage ihr, ſie ſolle den Ignaz glücklich machen, ganz proſaiſch, ganz ſchlecht und recht glücklich; das ſei ihre Aufgabe — und Punktum.“

„Ja, ja!“ ſagte Emerenz lächelnd, „iſt man ſchlecht und recht glücklich, ſo iſt Punktum ſehr leicht zu ſetzen. Doch die Wenn und die Aber, die ſich fort und fort eindrängen, ſchieben Punktum ſehr weit hinaus.“

„Sprichſt Du ſo in Beziehung auf Dich . . . auf uns?“

„Es iſt allgemein ſo; die Menſchen wollen es immer noch beſſer haben, als ſie es haben.“

Auch Ignaz wünſchte es beſſer zu haben, als er es

hatte, und seine Mutter ging ganz auf seinen Wunsch ein. So sagte sie denn eines Tages mit sorgenvollem Ton zu Veldegg:

„Sie haben vollkommen Recht, durch eine längere Verlobungszeit Ignaz prüfen zu wollen, ob er beharrlich ist in seinen guten Vorsätzen, und ich bin wahrlich die Letzte, die in dieser Fürsorge ein unbegründetes Mißtrauen sieht. Indessen“ . . . —

„Da Sie mir vollkommen Recht geben,“ entgegnete Veldegg etwas gereizt, „so scheint mir eine Einwendung unmöglich.“

„Bester Veldegg, was denken Sie! Eine Einwendung kommt mir nicht in den Sinn . . . nur eine Bemerkung möchte ich machen. Nämlich: eine Sache kann in der Theorie vortrefflich sein, und in der Praxis schlimme Folgen haben.“

„Das bestreite ich nicht.“

„Ich bitte also, lieber Veldegg, bedenken Sie dieses: Jetzt sind wir hier beisammen — Ignaz verkehrt täglich mit Graziane und mit Ihnen — er ist ganz unter dem Zauber der Tochter, unter dem Einfluß des Vaters — er hat das herzlichste aufrichtigste Verlangen nach der Verbindung mit Graziane — all seine Pläne, seine Hoffnungen, seine Aussichten bewegen sich um Graziane. Doch der Winter geht zu Ende, wir trennen uns; Sie gehen nach Deggenrain, ich nach Grafenthurm, Ignaz wird mich begleiten, er wird auch ohne Zweifel Graziane

häufig, vielleicht täglich ſehen. Dennoch — es iſt nur eine Frage, beſter Veldegg, die aus der Aengſtlichkeit des Mutterherzens entſpringen mag, — dennoch ſcheint es mir ein Wagniß, daß Ignaz, der nicht an das Landleben gewöhnt iſt, Monate lang dort verweilen ſoll. In einem Augenblick von Mißmuth, von übler Laune, denen wir arme Menſchen ausgeſetzt ſind, könnte Langweil oder ein plötzlicher Rückfall in alte Gewohnheit, ihn zu irgend einem Schritt hinreißen, den wir Alle, ihn inbegriffen, auf's Schmerzlichſte beklagen würden und deſſen traurige Folgen ich gar nicht zu ermeſſen wage."

„Wird Ignaz nicht durch die Hoffnung auf Grazianens Beſitz an ein vernünftiges Leben gefeſſelt, ſo ſehe ich nicht ein, wie die Ehe das zu Stande bringen ſoll."

„Die Ehe, lieber Veldegg, lenkt in eine ganz neue Bahn ein, bringt ganz neue Verhältniſſe, neue Intereſſen, neue Gewohnheiten mit ſich, und dieſe ſetzen der menſchlichen Unbeſtändigkeit und dem Flatterſinn des Herzens feſtere Schranken, als eine Hoffnung, deren Erfüllung in weiter Ferne liegt."

„Graziane iſt das letzte Kind, das ich fortziehen laſſe. Sie geht — und mein Haus iſt verödet. Ich geſtehe, mir grauet davor."

„O ſprechen Sie nicht in dieſer für uns Alle ſchmerzlichen Weiſe, Veldegg! Graziane bleibt ja in Ihrer Nähe, hier ſowohl wie auf dem Lande ... und wir,

die wir bisher Ihre Freunde waren, wir gehören dann zu Ihrer Familie. Nicht veröden wird Ihr Haus. Es belebt, es bereichert sich."

„Sie wissen immer das Herz zu treffen," sagte Veldegg und drückte gerührt ihre Hand. Für jetzt schwieg Eugenia. Die Sache war gewonnen, das wußte sie.

Als Veldegg einige Tage später bei Eugenia war, traten Graziane und Ignaz Hand in Hand ein, knieten vor ihm nieder und baten so zärtlich, so rührend, er möge die Stunde ihres vollkommenen Glücks nicht aufschieben, daß er nicht widerstehen konnte und die Vermälung auf den Monat Mai festsetzte.

An dem Tage, da Graziane ihrem Vater zu Füßen fiel, lag auch Emerenz auf ihren Knieen. Sie hatte tiefes Stillschweigen gegen Hellmuth bezüglich ihrer religiösen Pflichten beobachtet, und er schmeichelte sich mit der Hoffnung, daß sie ihre Absicht aufgegeben habe. An einem schönen Nachmittag, wie er zuweilen Ende März als Vorbote des Frühlings auf unserm kalten deutschen Boden vorkommt, war Emerenz mit Gräfin Tengenberg, wie das zuweilen geschah, spazieren gefahren. Hellmuth, der von Emerenz Rechenschaft über jede Stunde ihres Tages verlangte, hatte gefragt, wie lange sie ausbleiben werde, und die Anwort erhalten:

„Mindestens zwei Stunden."

War Emerenz nicht daheim, so langweilte er sich.

Er quälte sie furchtbar, aber er konnte nicht leben ohne sie. So schlenderte er zwecklos in der Stadt umher, gerieth in eine entlegene Gasse und erstarrte zur Bildsäule. Da lag eine Kirche und vor deren Thür hielt der Wagen von Gräfin Tengenberg. Ja, ihr Wagen — aber leer! Er ging auf den Kutscher, den wohlbekannten, zu und fragte gedankenlos:

„Was ist das für eine Kirche, Wilhelm?"

„Man nennt sie vom alten Hochstift, Herr Graf," versetzte Wilhelm.

„Ist drinnen etwas Merkwürdiges zu sehen?"

„Kann's nicht sagen, Herr Graf."

„Sind die Gräfinnen hineingegangen?"

„Zu Befehl, Herr Graf."

„Beide?"

„Beide — zu Befehl."

Hellmuth betrat die Kirche. Alt, finster, um- und wieder umgebaut, bot sie keine Spur von Sehenswerthem dar. Wäre sie damit überfüllt gewesen, hätte doch Hellmuth nicht hingeschaut. Er suchte nur Emerenz, d. h. nur die Beichtstühle und fand sie leicht, denn in deren Nähe knieten Andächtige. Unter diesen war Emerenz nicht ... sie mußte im Beichtstuhl sein ... ja, sie war es! .. Trotz des Halbdunkels erkannte er ihr corinthfarbenes Kleid! ... sie beichtete! — Wem? Er wußte es nicht. — Was? Er wußte es nicht. — Weshalb? warum? — Er wußte es nicht. Ihm vergingen

die Sinne — er mußte sich setzen. Da trat aus einem andern Beichtstuhl Gräfin Tengenberg heraus. Sie bemerkte ihn nicht, ging zu einer Bank wo ihr Gebetbuch lag und kniete dort nieder. Hellmuth schöpfte ein wenig Athem. Emerenz mußte ja nun auch fertig sein. Aber die Tante beichtete häufig; Emerenz hatte es in drei Jahren nicht gethan; sie verweilte länger, länger, länger! — und die Tante hatte sich ganz gemüthlich hingesetzt, als sei sie gesonnen drei Stunden zu warten. Dem unglücklichen Hellmuth standen die Schweißtropfen auf der bleichen Stirn. Zuweilen setzte er sich, zuweilen stand er auf und lehnte sich an einen Pfeiler. Die heftigste Spannung zuckte durch seine Nerven, pulsirte in seinen Adern und umflorte zuweilen dermaßen seinen Blick, daß ihm das corinthfarbene Kleid entschwand. Aber er rieb die Augen — und es war da! war im Beichtstuhl! — —

Endlich trat Emerenz heraus, ging zu Gräfin Tengenberg und kniete neben ihr nieder. Hellmuth schöpfte ein wenig Athem; Emerenz war wenigstens nicht mehr im Beichtstuhl! Gleichwohl legte ihn die Ungeduld wieder auf die Folter, denn es verging mindestens eine halbe Stunde, bevor die beiden Damen Anstalt machten, ihre Andacht zu beenden. Nun schlüpfte er aus der Kirche und stellte sich draußen seitwärts neben die Thür, so daß sie ihn nicht sogleich gewahr werden konnten, wenn sie heraustraten. Sie kamen und gingen die

wenigen Schritte zum Wagen, deſſen Schlag der Diener geöffnet hatte. Gräfin Tengenberg ſtieg ein; da ſtürzte Hellmuth hervor, ſchob den Diener zur Seite, ließ die entſetzte Emerenz einſteigen und warf den Schlag zu, indem er mit einem wüthenden Lächeln ſagte:

„Die Spazierfahrt war kurz.“

Der Wagen flog dahin und die Damen ſahen ſchreckensbleich vor Ueberraſchung einander an.

„Das wird eine heftige Scene geben!“ ſagte die Gräfin; „welcher Unſtern führte ihn zum Hochſtift.“

„Es iſt vielleicht gut, daß er es weiß, und daß ich mich zuvor faſſen kann,“ entgegnete Emerenz.

Hellmuth ging langſam zu Hauſe. Er wollte die tobende Wuth abdämpfen; und nicht zu Emerenz ging ſein erſter Schritt, ſondern zu Andreas. Dieſer hatte ſeine Neffen bei ſich und examinirte ſie über ihr Verhalten während der verfloſſenen Woche, wie er das zu thun pflegte. Als Hellmuth mit verſtörter Miene eintrat, ſagte Andreas abbrechend:

„Jetzt, meine Buben, macht Euren Spaziergang mit Herrn Werner.“

Die Knaben entfernten ſich etwas niedergeſchlagen; ſie gingen lieber mit dem Onkel ſpazieren und hatten wegen Wohlverhaltens darauf gehofft.

„Was iſt Dir begegnet? ſetze Dich,“ ſagte Andreas zu Hellmuth.

Dieſer aber ging nach ſeiner Weiſe im Zimmer hin

und her, blieb dann vor Andreas stehen und donnerte:

„Du hast's gewußt."

„Was?" fragte Andreas ruhig.

„Daß meine Frau heute beichtete."

„Ihre Absicht wußte ich — nicht aber, daß sie es bereits that."

„Es ist himmelschreiend, daß Ihr, Du und Deine Mutter, Euch mit Emerenz gegen mich verbindet. Ihr wißt, daß ich gegen das Beichten bin, und Ihr ruhet nicht, bevor Ihr sie dahin gedrängt habt."

„Was das Drängen betrifft, so gebe ich Dir mein Wort, daß Du im Irrthum bist; allein Du irrst auch — ich muß es Dir offen sagen — wenn Du ein Recht zu haben wähnst, Deiner Frau die Beicht zu untersagen."

„Durchaus nicht. Die Frau hat dem Gatten zu gehorchen."

„Gewiß! . . . in allen erlaubten Dingen. Das Gebot der Kirche steht aber über dem Verbot des Gatten."

„Das sind Spitzfindigkeiten! er ist ihre höchste Autorität."

„Ja, im Hausregiment."

„Nein, immer! . . . denn Ungehorsam in einer Sache ruft allmälig überall Unbotmäßigkeit hervor."

„Vielleicht bei Deinen Rekruten, bester Freund, nicht

aber bei einer verständigen Frau, welche durch das, was Du Ungehorsam nennst, die Grenzen ihres Rechtes nicht überschritten hat."

„Und Du!" rief Hellmuth auf's Höchste gereizt durch den ruhigen Widerspruch, „Du bemühst Dich für Emerenz die höchste Autorität zu werden! ... Das will ich nicht, das leide ich nicht! ... das gibt zwischen Dir und mir einen Kampf auf Tod und Leben. Sieh, wie Du verstummst."

„Was soll ich antworten? ... ich kann nur fragen, woher Du den Grund zu so unerhörter Beschuldigung nimmst."

„Woher? ... O, das kann ich Dir sagen: Aus Deiner Vergangenheit! ... Was Einmal war, kann sich wiederholen."

Andreas erbleichte, gab aber gelassen zur Antwort:

„Für die Vergangenheit verdiene ich den Vorwurf — für die Gegenwart nicht."

„Genug ... ich will nicht, daß Emerenz in das Netz von Frömmelei verstrickt werde, welches Ihr spinnt — Du und Deine Mutter."

„Wenn ein menschliches Wesen keine Neigung zur Frömmelei und auch keine Anlage hat in ein Netz verstrickt zu werden, so ist es ganz gewiß Gräfin Emerenz mit ihrem geraden Sinn und aufrichtigen Charakter. Was nun diese Beicht betrifft, die Dich so erzürnt, mußt Du bedenken, daß Deine Frau vor ihrer Ehe immer die

Pflicht erfüllt hat, die ihr als Katholikin, in der österlichen Zeit oblag."

„Doch seitdem nicht mehr und Du hast sie daran erinnert."

„Ist das der Fall, so bedenke, daß es sich um eine religiöse Pflicht handelt, und Du wirst weder Deiner Frau noch mir zürnen."

„Ich kann und ich will durchaus nicht die Einmischung eines Dritten zwischen mir und Emerenz dulden — weder die Deine noch die eines Priesters."

„Bester Hellmuth, es ist gar nicht mit Dir zu reden, denn Du nimmst Sachen für gewiß an, die gar nicht vorliegen und ereiferst Dich gegen sie, wie Don Quixote gegen die vermeintlichen Riesen, die doch nur Windmühlen waren."

„Wer einen Dolchstich über den andern in's Herz bekommt, dem muß es schwarz vor den Augen werden. Genug, Andreas: keinen Einfluß auf meine Frau — das rathe ich Dir! ... ich dulde ihn nicht."

Er stürmte hinweg. Andreas blieb in Gedanken versunken. Hatte er wirklich einen guten Einfluß auf Emerenz, so war das ja das größte Glück, das er in Beziehung zu ihr erreichen konnte — ein Glück, das ihm damals schon vorschwebte, als er schöne Hoffnungen hegen durfte. Das war vorbei. Sie hatte es anders gewollt. Ob zu ihrem Glück? ... ob sie nicht glücklicher geworden wäre an seiner Seite? ... — Hinweg

mit dieſen verführeriſchen Träumen. Sie war Hellmuth's Gattin ... für ihn war Alles aus und vorbei! ... Alles? .... konnte er nicht ein Weſen finden, das ihn ſo mächtig anzog wie damals Emerenz?.. — Andreas lächelte traurig vor ſich hin und dachte: Eine zweite Emerenz gibt es nicht .... wäre das aber auch der Fall, ſo wäre ſie für mich nicht das, was die erſte iſt! .. O hinweg mit dieſen Gedanken! ... — —

Er ſprang auf und ſchellte. Ein Diener brachte die Lampe und ſtellte ſie auf den großen Schreibtiſch. Da lag ein Berg von Akten, von denen er als Vormund Kenntniß nehmen mußte und er ſetzte ſich zur Arbeit nieder, die ihm über die Maßen langweilig vorkam, ſo daß er ſich jeden Augenblick verſucht fühlte, ſie zu unterbrechen und ſich ſeinen Gedanken zu überlaſſen. Aber ſollten denn wieder die Rieſenkämpfe längſt verfloſſener Jahre auf's Neue beginnen! Sollten wieder die Gewalten, die wie Geiſter der Unterwelt im Menſchenherzen eingeniſtet ſind, ſo wild ſich aufbäumen gegen die Ketten, mit denen er ſie gefeſſelt hielt, daß dieſe zu brechen drohten! Sollte wieder die uralte Schlange ihn mit ſchillernden Ringeln umwinden wollen, ihn lähmen, ihn zermalmen! .... — Entſetzlich! und nicht unmöglich! O Verwandtſchaft mit dem Staube! wir wiſſen, daß die im Staube ſich windende Schlange nichts Anderes für uns in Bereitſchaft hat, als ein tödtliches Gift, durch welches wir in den ewigen Abgrund tau-

meln — und dennoch, und dennoch will und wählt der Menſch das Gift, wenn nicht übernatürliche Kraft ihn zurückhält! —

Emerenz erwartete mit großer Seelenruhe ihren Mann. Nachdem er ſeine Vorwürfe ausgedonnert hatte, erwiederte ſie:

„Lieber Hellmuth, ich habe in dieſem Punkt gegen meinen Vater daſſelbe Verfahren beobachtet. Nicht betrogen noch hintergangen habe ich ihn, ſondern geſchwiegen, und ich glaube, daß er es mir Dank wußte, keine Discuſſion hervorzurufen. Ich bitte Dich herzlich, laß uns daſſelbe Verfahren inne halten, denn ich erkläre Dir mit aller Beſtimmtheit: ich werde fortan jeden Sonntag in die Meſſe gehen.“

„Haſt Du das auch in Deggenrain gethan?“

„Leider nein! ich hatte keine klare Einſicht und kein unabhängiges Urtheil.“

„Auch jetzt iſt Dein Urtheil nicht unabhängig. Was Andreas ſagt, iſt maßgebend für Dich.“

„Das Gebot der Kirche iſt es. Andreas kann es nur ausſprechen.“

„Alſo doch indirect maßgebend.“

„Beſter Hellmuth, ſpricht ein vernünftiger Mann eine vernünftige Anſicht aus und ſtimmt ein Vernünftiger ihm bei, ſo iſt die Vernunft maßgebend — nicht der Mann.“

Was konnte Hellmuth antworten? — Er brannte

vor Begier zu ſagen: ich will es nicht. Das hätte jedoch keinen Eindruck auf Emerenz gemacht, nachdem ſie ſich mit Entſchiedenheit erklärt hatte. Er begann alſo von ihrem Vater zu ſprechen, der ſo klug ſei, ſo gut, ſo geachtet, ſo gebildet, ſo dies und ſo das — und dabei doch ganz anders geſinnt ſei als Andreas. Emerenz gab ſchmerzlich bewegt zur Antwort:

„Beſter Hellmuth, über meinen innig geliebten Vater ſteht mir kein Urtheil zu.“

„Da Du ſo handelſt, wie Andreas es gut heißt, ſo iſt Dein Urtheil bereits gefällt. Dein Vater hat Unrecht, Andreas hat Recht. Iſt es nicht ſo?“

„In dieſem Punkt hat Andreas Recht; das iſt gewiß. Er hat die Kirche für ſich.“

So ſchlicht und ruhig Emerenz auch ſprechen mochte, es machte keinen Eindruck auf den von Leidenſchaft verblendeten und zerwühlten Hellmuth. In lichten Augenblicken ſprach er zu ſich ſelbſt: Wie kann ſie dich lieben, wenn du dich wie ein Tyrann, wie ein Türke, wie ein Folterknecht gegen ſie benimmſt! — Aber die betrügeriſche Stimme des Egoismus gab ſogleich die Antwort: Fühlt ſie nicht, daß dies Alles ein Uebermaß von Liebe iſt, ſo liebt ſie mich nicht ... denn ſie ändert ſich nicht! — —

Daß Hellmuth ihr fortwährend ihren Vater vorführte, bewegte Emerenz auf's Schmerzlichſte. Ihr Vater war für ſie ein Ideal aller Vortrefflichkeit geweſen,

und in dem Augenblick, da sie so zu sagen Christin wurde, christliche Anschauungen, christlichen Maßstab bekam, mußte sie sich gestehen, daß ihm die Grundlage der christlichen Vollkommenheit, der Glaube fehle, und daß er vielleicht nie seine himmlische Bestimmung erreichen werde, weil er sich, trotz vieler guter Gaben, doch nicht über das Chaos des Irdischen erheben könne — denn chaotisch bleibt Alles, was nicht vom Licht der ewigen Wahrheit durchleuchtet wird. Dann fiel ihr der anonyme Brief zentnerschwer auf's Herz — dann die Aeußerung, die Andreas einmal gemacht hatte: Ein dunkler Punkt im Gewissen sei häufig der Grund des Widerwillens gegen die Beicht. Hellmuth behauptete freilich, in seinem Gewissen sei kein besonders dunkler Punkt; er habe seine Fehler wie alle Menschen, denn das sei nun einmal ihre Beschaffenheit, und er halte es für eine bodenlose Schmach, daß ein Mann darüber im Beichtstuhl winsele. Vielleicht theilte ihr Vater Hellmuth's Ansicht! . . . — Schweigend mußte sie ihre Sorgen, ihre Leiden tragen. Nur Andreas schien sie zu verstehen. Er wußte immer ein Wort zu sagen, das ihr wohl that, eine Bemerkung hin zu werfen, die sie brauchen konnte. Er sah sie nie allein; seine Mutter war immer, Hellmuth häufig zugegen, und da die Winterfreuden aufgehört hatten, und da man wußte, daß Gräfin Tengenberg nie am Abend ausging und daß man ziemlich sicher sei, sowohl Andreas wie Eme-

renz bei ihr zu treffen, so fanden sich zuweilen ziemlich viel Leute bei ihr ein. In diesem Fall war freilich eine Unterhaltung, wie Emerenz sie liebte, nicht möglich; doch irgend eine kleine Ermunterung wußte Andreas ihr dennoch zu sagen.

„Wie ernst ist das Leben, wenn man es ernst nimmt," seufzte sie.

„Möchten Sie lieber Kinderspiele treiben?" fragte er lächelnd.

„Nebenher — sehr gern, z. B. da unten auf dem schönen jungen Rasen — Croquet."

„Nun, das kann leicht eingerichtet werden."

„Ich bitte, Graf Andreas, nicht für mich," sagte sie ängstlich.

„Bei Kinderspielen denke ich nicht an Sie, Gräfin Emerenz, sondern an Fritz und Franz. Die Buben werden selig sein und Sie spielen mit wem Sie Lust dazu haben."

Am nächsten Tage war Croquet im Gang und die beiden Knaben, Emerenz, Andreas, Hellmuth und Harald spielten mit Eifer. Hellmuth war sehr zufrieden mit dieser Art von Unterhaltung, die jedes Gespräch abschnitt.

## Viertes Kapitel.

Grazianens Vermälung wurde eben so festlich begangen, wie die ihrer Schwester drei Jahre zuvor. Die allgemeine Stimmung war aber nicht so froh und heiter wie damals. Ignaz war nicht beliebt. Man begriff nicht Grazianens Neigung, und man begriff eben so wenig Veldegg's Zustimmung. Man sah darin Eugenia's Einfluß und man bedauerte Vater und Tochter. Graziane neben Ignaz — ihre hohe feine reine Erscheinung neben seiner schlaffen und blasirten — flößte Mitleid und Besorgniß für ihre Zukunft ein.

Genau dies empfand Emerenz. Ihr Herz war schwer — nicht nur um Graziane; sie dachte an die frohlockende Seligkeit, mit welcher sie in die Ehe getreten, und daß jetzt kaum ein blasser Schatten noch vorhanden sei. Welcher Enttäuschung ging Graziane entgegen! — Und Robert, ihr Bruder, wie verändert kam er ihr vor. Auf seiner sonnigen Stirn lagen die schwarzen Locken wie finstere Wolken, und aus seinen herrlichen dunkeln Augen blitzten die Gewitter einer verschlossenen

Leidenſchaft. Meiſtens war er in ſich gekehrt und zuweilen zuckte er in greller Luſtigkeit auf, als wolle er ſich von ſich ſelbſt losreißen. Und durch etwas ganz Anderes noch, was ihr ſelbſt nicht klar war, fühlte Emerenz ſich herabgeſtimmt. Ihr Vater hatte Graf Andreas zur Vermälung Grazianens ſehr freundlich eingeladen und Andreas hatte abgelehnt. Als ſie dieſe Einladung erfuhr, ſagte ſie mit ihrem freudeſtralenden Auge ganz zuverſichtlich:

„O herrlich! jetzt werden Sie mein geliebtes Deggenrain kennen lernen.“

„Doch nicht!“ ſagte Andreas ſanft.

„Nicht?“ wiederholte ſie leiſe und Ton und Blick waren traurig.

Er ſah es und ſein Herz wallte auf; aber er drückte es nieder und verſetzte:

„Ich muß eine Reiſe machen.“

„Treten Sie die Reiſe acht Tage ſpäter an,“ bat Emerenz.

„Nein, es iſt jetzt beſſer. Ich will einige Inſtitute in Augenſchein nehmen, in welche Fritz und Franz vielleicht eintreten werden.“

Emerenz wollte eine Einwendung machen, aber ſie verſtummte, denn Andreas ſagte mit Beſtimmtheit:

„Es iſt ſo beſſer! . . . glauben Sie mir, Gräfin!“ — —

Er war alſo nicht in Deggenrain, und Emerenz hing

in der Stille fort und fort dem Gedanken nach, weshalb wohl Andreas es besser finde nicht da zu sein. Hellmuth war darüber ganz selig. Andreas, der einzige, der wahre Feind seines Glücks war nicht da — Harald Sternfels und wer es sonst sein mochte, Keiner schien ihm gefährlich; er überhäufte Emerenz mit Liebesversicherungen, und alle Anwesenden gewannen aus der Art, wie Beide mit einander umhergingen die Ueberzeugung, daß Hellmuth Tengenberg seine Frau anbete, daß sie sich in der anmuthigsten Weise anbeten lasse, und daß sie ungemein glücklich mit einander lebten.

Am Hochzeitstag sagte Hellmuth zu Graziane:

„Ich wünsche Dir von Herzen, daß Ignaz Dich drei Tage lang so liebe, beste Graziane, wie ich meine himmlische Emerenz seit drei Jahren liebe."

Graziane sah Hellmuth mit ihren schönen, mandelförmig geschnittenen Augen ganz erstaunt an über diesen mehr aufrichtigen als verbindlichen Wunsch. Eine Liebe von drei Tagen war ihr noch nie in den Sinn gekommen. Ignaz war so bezaubert durch Graziane, daß er den festen Entschluß gefaßt hatte, ein musterhafter Ehemann zu sein und gründlich mit seinen früheren Thorheiten zu brechen. Es war ihm sehr lieb, daß Veldegg ausdrücklich begehrt hatte, von Rosenmonden in Paris dürfe unter keiner Bedingung die Rede sein in dem Fall, daß Ignaz mit seiner jungen Frau eine Reise machen wolle. Dies wollte Ignaz allerdings;

der Aufenthalt in Grafenthurm erſchien ihm unter allen Umſtänden erſchreckend langweilig, und als die Hochzeitsfeſte vorüber waren, trat das junge Paar eine Reiſe nach Tyrol an.

Miß Mac Allan ſagte zum Pfarrer:

„Sie ſtellten einſt das Horoſkop für Gräfin Emerenz: ſie kann recht glücklich werden, aber elend; oder ſehr unglücklich und heilig; — ſo ungefähr. Wie betrachten Sie die Zukunft der jungen Baronin Erting?“

„Ich maße mir nicht an die Gabe des Vorherſehens zu beſitzen,“ entgegnete der Pfarrer lächelnd, „und jenes Horoſkop, wie Sie es nennen, kann ja auch auf Baronin Graziane angewendet werden, wie überhaupt auf jedes jugendliche Weſen, das ſorglos und unerfahren ohne feſte Richtſchnur in's Leben tritt. Aber der Charakter der letzteren iſt noch ſo wenig ausgeprägt, daß ich, einer natürlichen Anſchauung folgend, mehr fürchten als hoffen würde.“

„Und was ſagen Sie zu Baron Robert?“ fragte Miß Mac Allan ernſt und leiſe, und in demſelben Ton antwortete der Pfarrer:

„Ein Abgrund ruft den andern — ſpricht die heilige Schrift.“ —

Wie ein zärtlicher Bräutigam verließ Hellmuth mit Emerenz Deggenrain, und in der erſten Viertelſtunde nach der Rückkehr in ſeinen Wohnort war er ſchon wieder in einen finſtern Eheherrn verwandelt, denn Gräfin

Tengenberg und Andreas hatten die Heimkehrenden freudig empfangen und Emerenz hatte mit übergroßer Herzlichkeit, wie Hellmuth behauptete, den Händedruck von Andreas erwiedert.

„Bist Du schon wieder da?“ fragte er ganz mürrisch.

„Nun das ist schön!“ fiel Emerenz lebhaft ein; „dann können wir die Ereignisse einer Woche mit einander austauschen.“

Sie war so froh, wie sie in Deggenrain keinen Augenblick gewesen war. Hellmuth machte ihr später bittere Vorwürfe.

„Wie bist Du verkehrt!“ rief sie; „ich freue mich wieder in meinem Hause zu sein und Du grollst mir.“

„Schwöre mir, daß Deine Freude sich nur auf Dein Haus bezieht.“

„Du kennst meine Gesinnung in Betreff eines Schwurs,“ sagte sie kalt.

„Also ist Andreas der wahre Gegenstand Deiner Freude!“ rief er triumphirend.

„Meiner Hochachtung und meiner Freundschaft,“ erwiederte sie stolz; „warum soll ich das verschweigen.“

„Diese Art von Freundschaft kennt man,“ entgegnete Hellmuth mit mühsam verhaltener Wuth.

„Das ist mir lieb . . . dann wirst Du aufhören mich zu kränken.“

„Du verdrehst den Sinn, den ich den Worten unterlege . . . doch das ändert die Sache nicht . . . und

die ist der Art, daß sie mich zur Verzweiflung bringt."

„Und mich!" rief Emerenz trostlos.

„Es liegt in Deiner Hand, ihr ein Ende und mich ruhig und glücklich zu machen."

„Ich habe es während drei Jahren gehofft und versucht — umsonst. Ich geb' es auf."

„Was willst Du thun?" rief er grimmig.

„O thun! . . . ich kann nichts thun als leiden und Dir sagen, daß Du mich unaussprechlich unglücklich machst."

„Das ist der Dank für meine unaussprechliche Liebe!"

Emerenz schwieg. Allzu oft war das Thema über diese Art von Liebe zwischen ihnen abgehandelt worden, als daß nicht bereits alles Vernünftige von ihrer Seite und alles Unvernünftige von der seinen gesagt wäre. Sie verfiel in Niedergeschlagenheit und weinte manche stille Thräne. Die Zukunft lag dunkel und durch keinen religiösen Glauben gelichtet vor ihr. Sie hatte sich wieder der Kirche angeschlossen und das Bedürfniß des Glaubens war in ihr erwacht; doch eine große Kluft trennte sie noch von dem Leben im Glauben, in das der Mensch nur ganz allmälig und unter tausend heißen Kämpfen Schritt vor Schritt sich hinein ringt. In Hellmuth stieg der Ingrimm über Emerenz und der Haß gegen Andreas immer mehr bis zur zitternden Wuth.

Gräfin Tengenberg war erkrankt. Es verstand sich von selbst, daß Emerenz sich viel bei ihr aufhielt. Andreas mied, so viel wie möglich, mit ihr zusammen bei seiner Mutter zu sein. Es kostete ihn große Ueberwindung, aber er fand es besser für Hellmuth, für Emerenz — und für sich selbst. Doch war es nicht immer zu vermeiden, und wenn er das Krankenzimmer betrat, ging ein Freudenblitz in dem traurigen Auge der gequälten Emerenz auf. Sie sollte nicht ahnen, daß er das traurige Geheimniß ihrer Ehe kenne; nie anders als ermuthigend und beruhigend sprach er mit ihr, aber in seinem Ton, seiner Haltung, seiner ganzen Art, lag ein so liebevoller Ernst, daß ihr war, als fließe Balsam über ihr wundes Herz.

So wenig wie vor Emerenz bemühte sich Hellmuth vor Andreas seine Eifersucht zu verbergen. War Emerenz bei Gräfin Tengenberg, so stürzte Hellmuth zehnmal in das Zimmer seines Vetters. Traf er ihn, so that er eine gleichgültige Frage und entfernte sich wieder. Traf er ihn nicht, so legte er sich in irgend einer Weise auf die Lauer, um in fieberhafter Unruhe zu erkundschaften, ob Andreas bei seiner Mutter oder ausgegangen sei. Der unglückliche Mann hatte keine friedliche Stunde. Wie das Raubthier seine Beute verfolgt, trieb die Leidenschaft ihn unstät und rastlos umher.

„Wie rasend liebe ich Dich, um Deinetwegen solche

Höllenpein zu leiden!“ rief er zuweilen und riß Emerenz mit wilder Zärtlichkeit in seine Arme.

„Daraus kannst Du entnehmen, daß es keine wahre Liebe ist,“ entgegnete Emerenz; „Liebe beglückt ... Du aber bist elend und machst elend.“

„Tausend Frauen wären beglückt, wenn sie so geliebt würden.“

„Vielleicht in der Theorie, nicht in der Praxis,“ gab sie kühl zur Antwort. Ihre Kälte steigerte die Flamme, die in ihm tobte.

Gräfin Tengenberg genas. Theils um sie zu unterhalten, theils um ihr die Freude auszudrücken, die man über ihre Genesung empfand, schlug Gräfin Versen vor, den Namenstag der Gräfin durch ein kleines Fest mit lebenden Bildern, Versen u. dgl. mehr zu feiern. Harald Sternfels sollte die Verse machen, Emerenz die Bilder organisiren, nicht großartig, nur gemüthlich. Emerenz war mit Freuden bereit und Hellmuth durfte nicht dagegen sein. Andreas mußte in's Geheimniß gezogen werden, wegen der Decoration des Saales, in welchem die Bilder dargestellt werden sollten. Gerührt und erfreut über die Theilnahme, die man seiner Mutter schenkte, griff er die Sache mit Eifer an, war bei den Besprechungen und Proben gegenwärtig und erregte Hellmuth's Neid, der davon ausgeschlossen war, auf's Heftigste. Emerenz war ganz in ihrem Element und folglich sehr vergnügt; aber sie mußte dies Vergnügen

theuer bezahlen mit Hellmuth's übler Laune und seinen bitteren Vorwürfen. Er ließ es sich nicht nehmen, daß die ganze Idee von Emerenz ausgegangen sei, und daß sie bewundert und gefeiert werden wolle — namentlich von Andreas. Emerenz hatte Einmal gelassen Alles widerlegt; dann aber antwortete sie nicht mehr.

„Warum widerlegst Du mich nicht!" rief er grimmig.

„Weil ich Dich nicht von der Wahrheit überzeugen kann."

„Doch! Du kannst es . . . und sehr leicht."

„Wodurch?"

„Du brauchst nur von dem kindischen Possenspiel zurück zu treten."

„Das ist unmöglich! man zählt auf mich."

„Ich erwartete diese Antwort, indessen will ich Dir doch beweisen, daß es nicht unmöglich ist," sagte Hellmuth in einem Ton, der Emerenz erzittern machte. Aber sie schwieg.

„Es gibt noch Mittel unbotmäßige Frauen zum Gehorsam zu bringen," setzte er hinzu.

Sie schwieg. Da rief er mit einem unbeschreiblichen Ausdruck:

„Zweifelst Du daran?"

„Willst Du ein neuer Othello werden?" fragte Emerenz mit leichtem Spott.

„Also Du gibst es zu!" rief er frohlockend.

„Was gebe ich zu?" fragte sie verwundert.

„Daß nur der Tod Deiner Liebe für Andreas ein Ende machen kann.“

„Hellmuth, Du bist erbarmenswerth,“ entgegnete Emerenz und ging in ihr Zimmer.

Ihre Kälte entfachte sein wildes Feuer. Er entnahm daraus, daß er ihr ganz gleichgültig geworden sei; denn früher hatte sie sich vertheidigt, sich beklagt, ihm Vorwürfe gemacht; — daß sie der vergeblichen Vertheidigung müde sei, wollte er nicht begreifen. Seine aufgeregte Einbildungskraft beschäftigte sich mit tausend Vorstellungen, die ihm zuerst als Möglichkeit, dann als Gewißheit erschienen und ihm die Ueberzeugung beibrachten, es bestehe zwischen Emerenz und Andreas ein geheimes Verständniß. Er verbrachte die Nacht in Fieberphantasien, und kochend vor Zorn und Haß trat er am nächsten Morgen in das Zimmer seines Vetters, der ruhig am Arbeitstisch saß und seinen Sessel zu Hellmuth wendete, als sich dieser in einen Lehnstuhl warf und fast erstickt vor Aufregung abgebrochen hervorstieß:

„Meine Frau wird nicht an Eurem Possenspiel Theil nehmen.“

„Wäre dies der Fall, so würde die ganze Sache zusammenfallen,“ erwiederte Andreas ruhig; „Gräfin Emerenz weiß das. Erlaube mir an ihrer plötzlichen Sinnesänderung zu zweifeln.“

„Sie will das, was ich will. . . . Sucht Euch

eine andere Darstellerin . . . Emerenz soll es nicht sein."

„Der Namenstag ist morgen .... seit acht Tagen wird die Sache betrieben, noch gestern Abend war Gräfin Emerenz nach ihrer Art mit ganzer Seele dabei . . . und jetzt sollte sie zurücktreten?"

„Ja . . . ich bin es müde."

„Bester Freund, bist Du der Vorbereitungen und Proben müde, so bedenke, daß morgen Alles aus und vorbei ist."

„Was Proben! . . . was Vorbereitungen! . . . die Hauptsache bleibt . . gegen sie will ich als Herr auftreten. Du verstehst mich! . . . Also: Emerenz spielt morgen nicht mit."

Andreas fing an zu verstehen, daß dies mehr als eine vorübergehende Laune sei und er sagte kalt:

„Also werde ich sogleich mit Gräfin Emerenz die Möglichkeit einer Stellvertreterin besprechen."

„Was! mein Wort genügt Dir nicht! . . . Du glaubst mir nicht, wenn ich sage: es ist aus damit!" rief Hellmuth mit donnernder Stimme, sprang auf und stellte sich zornsprühend und glühend vor Andreas hin.

„Ich glaube, daß Du in einem großen Irrthum befangen bist," sagte Andreas noch kälter.

„Als einen Lügner willst Du mich hinstellen, nachdem Du mir das Glück meines Lebens geraubt hast!

. . . Wer lügt iſt ehrlos . . . folglich bin ich in Deinen Augen ein Ehrloſer . . . und das ſoll ich ertragen!“

„Ein Thor biſt Du, ein raſender Thor!“ rief Andreas. Doch ehe er das Wort geſprochen hatte, ſauſte Hellmuth's Arm auf ihn herab und deſſen flache Hand gegen ſeine Wange. Wie vom Blitz getroffen fuhr er in die Höhe, geiſterbleich, mit ſtarrem Auge und bebenden Lippen. Dann entrang ſich ſeiner Bruſt ein dumpfes Stöhnen, krampfhaft ballten ſich ſeine Hände, Schweißtropfen perlten auf ſeiner Stirn und er ſank taumelnd in den Seſſel zurück, indem er mit leiſer, heiſerer Stimme ſagte:

„Ein Wahnſinniger kann mich nicht beleidigen . . . ich vergebe Dir.“

Aber gerade dieſe Gelaſſenheit ſteigerte Hellmuth's Wuth und er rief:

„Zum Wahnſinnigen willſt Du mich ſtempeln, um mir keine Genugthuung für mein zerſtörtes Glück zu geben, Du Feigling, Du! . . . Soll ich Dich mit Füßen treten, um Dich zu zwingen meiner gerechten Rache Dich zu ſtellen . . . oder ſoll ich aller Welt verkündigen, daß Andreas Tengenberg ſich von mir in's Angeſicht ſchlagen ließ, weil er nicht im Stande war, ſeine Liebe für meine Frau zu verleugnen.“

„Genug und übergenug!“ rief Andreas übermannt von Zorn, „wir ſchlagen uns.“

„Endlich!“ frohlockte Hellmuth grimmig. „Wann? wo?“

„Uebermorgen früh, auf der Grenze.“

„Uebermorgen mit dem Frühzug zur Grenze ... so ist's Recht!“ rief Hellmuth.

„Nein, so ist's nicht Recht, Du unseliger Mensch!“ sagte Andreas. „Vielleicht besinnst Du Dich bis dahin eines Bessern ... und dann bin ich bereit Dir zu vergeben.“

„Wie ist es möglich für eine hochherzige Frau einen so feigen Wicht zu lieben!“ rief Hellmuth und stürmte hinaus.

Starr vor Entsetzen über den ganzen Vorfall, vor Schmerz über das Duell, vor Trostlosigkeit wegen Emerenz, vor Kummer wegen seiner Mutter, saß Andreas da und fragte sich, wie dies Schreckliche über ihn herein gebrochen sei. Ja, das konnte und das wollte er sich nicht verhehlen: Emerenz war ihm theuer, theurer als Alles zusammengenommen, was ihm sonst auf Erden theuer war; gleichwohl durfte er sich das Zeugniß geben, daß er mit der äußersten Selbstverleugnung sein Herz bewacht, nie seine Gefühle verrathen habe. Und sie, die arme Emerenz, hatte für ihn keine andere Empfindung, als eine gewisse dankbare Anhänglichkeit, wie man sie für einen Menschen hat, der uns wohl thut. Das sollte nun Alles verwüstet werden durch eine Handlung, welche die Kirche untersagt: durch ein Duell!

und er, Andreas! Er, der ein folgſamer Sohn der Kirche ſein wollte, er war im Begriff dieſe Handlung zu begehen! Er ſah keinen Ausweg. Hellmuth's blinde Wuth verlangte ihr Opfer. Er dachte, ob es nicht zweckmäßig ſei, Graf Verſen in Kenntniß zu ſetzen, damit dieſer unter irgend einem Vorwand Hellmuth auf einige Zeit in eine andere Garniſon verſetze; — doch wenn dies auch ohne Schwierigkeit geſchehen könne — was nicht glaublich war — ſo würde eine ſolche Maßregel Hellmuth auf's Höchſte erbittern. Oder er, Andreas, wollte verſchwinden, eine Reiſe antreten. Daß Hellmuth über dieſe Flucht wie über eine Feigheit triumphiren werde, rührte ihn nicht; allein wenn er zurück kam, ſtand dann die Sache anders? . . . ein Lächeln, ein freundlicher Blick der armen Emerenz verſchlimmerte ſie nur. Und was war das Ende? . . . Wahrſcheinlich ſeine ſchwere Verwundung . . . . ſein Tod. Er war ein vortrefflicher Piſtolenſchütz und Hellmuth nicht; doch daß er dem Gegner kein Haar krümmen werde, verſtand ſich von ſelbſt. Fiel er — wie war ſeine Mutter zu beklagen . . . . und welcher Schmerz für Emerenz, daß ihretwegen Blut gefloſſen, ihretwegen ein Menſchenleben geopfert ſei. Gräßlich! Andreas ſprang auf. Er wollte zu Hellmuth und ihm den Frevel, den Wahnſinn dieſes Duells vorſtellen. Da wurde ihm ein Kamerad Hellmuth's gemeldet, und Andreas mußte ſeine ganze Kraft zuſammennehmen, um äußerlich Herr ſeiner

innern Verstörung zu werden. Der Rittmeister Hohenfelt kam in Hellmuth's Auftrag, um die Angelegenheit festzustellen. Andreas erklärte sich mit Allem einverstanden, setzte aber schließlich hinzu, er wünsche lebhaft, daß das Duell nicht stattfinde und er hoffe, Rittmeister Hohenfelt werde in diesem Sinne auf seinen Vetter zu wirken suchen. Der Rittmeister erwiederte etwas befremdet, er halte das für vergebliche Bemühung, da er aus einigen Worten des Grafen Hellmuth entnommen habe, es sei auf beiden Seiten tödtliche Beleidigung vorgefallen; indessen wolle er dem Wunsch des Grafen Andreas entsprechen, da ein Duell zwischen so nahen Blutsverwandten etwas Brudermörderisches an sich habe; er hege jedoch nicht die mindeste Hoffnung auf friedliche Beilegung.

Von dem furchtbaren unerwarteten Wechsel der Dinge, der binnen zwei Stunden über ihn gekommen war, fiel Andreas vernichtet in sich selbst zusammen. Er verabscheute das Duell und jetzt bedrohete es sein Leben — sein Leben, das er gern hingegeben hätte, wenn dadurch für Emerenz Heil, Glück und Wohlfahrt gefördert wäre: so theuer war sie ihm! das stand klar und fest in seiner Seele — und diese geliebte Emerenz war Hellmuth's Frau! Er schloß die Augen, als wolle er nicht den Abgrund sehen, der sich vor seinen Füßen öffnete. Tausende taumelten hinein, wenn für sie die Stunde schlug, in welcher der glimmende Funke zündete

und das Herz durchflammte. War er sicherer als Tausende? war das Verhängniß das über ihn einbrach eine Warnung? war es eine Strafe? — O ewige Vergeltung, du bleibst nicht aus — seufzte er und ordnete einige Papiere, die er der Obhut seines Geschäftsmannes übergeben wollte.

Er ging die Treppe hinab ganz in Nachdenken verloren. Da trat Emerenz aus ihrem Zimmer in den Vorsaal, und sein langsamer Schritt, sein ungewöhnlich tiefer Ernst fiel ihr dermaßen auf, daß sie rasch an ihn herantrat und fragte:

„Was ist Ihnen widerfahren?"

Er fuhr fast erschreckt zusammen vor ihrer sonnigen Erscheinung, die in ihrem weißen Morgenanzug wie ein Lichtstral in seine traurigen Gedanken hineinflog und er sagte mühsam gefaßt:

„Unangenehme Geschäfte."

„O die werden Sie schnell erledigen, nicht wahr? — und bitte, vergessen Sie nicht, daß man sich um zwei Uhr bei Gräfin Versen zur Generalprobe versammelt. Ich will jetzt der Tante guten Morgen sagen. Also auf Wiedersehen."

Sie ging die Treppe hinauf und Andreas verließ in stumpfer Trostlosigkeit das Haus. Achtundvierzig Stunden später, was wird sie dann sagen — seufzte er.

Hellmuth hatte eben seine Zimmerthür aufgemacht, als Emerenz sagte: Auf Wiedersehen. Leise schloß er

sie wieder und murmelte ingrimmig: Eine Verabredung! . . . und das soll ich dulden! —

Wie brachte Andreas diesen Tag und den Namenstag seiner Mutter hin? er wußte es nicht. Ihm war zu Sinn, als liege er auf dem Grund des Meeres, die Wellen rauschten über seinem Haupt dumpf hin und her und durch sie hindurch hörte und sah er, was die Menschen sagten und thaten. Das kleine Fest fiel allerliebst aus. Er mußte verbindlich reden und verbindlich lächeln; er mußte hier loben und dort bewundern, es war ja Alles aus Freundlichkeit für seine Mutter veranstaltet; und als zum Schluß im Garten unter den dunkeln Bäumen der Name Clotilde in Brillantfeuer erstralte, mußte er Beifall klatschen und ganz entzückt sein von der Ueberraschung. So geht es in der Welt her: man möchte weinen, das Herz ist voll Gram, heiße Angst zerwühlt die Brust — aber man hat zu lächeln und man lächelt.

Gegen Mitternacht trennte sich die Gesellschaft. Andreas bat heimlich Harald Sternfels das Haus nicht zu verlassen, sondern ihn in seinem Zimmer zu erwarten. Harald, etwas befremdet, hatte eben ganz gemüthlich eine Cigarre angeraucht und sich in einem Lehnstuhl bequem zurecht gesetzt, als auch schon Andreas eintrat. Er hatte einen kurzen Abschied von seiner Mutter genommen und ihr gesagt, er müsse auf acht bis zehn Tage in Geschäften verreisen — was ihr nicht auf-

fallend war. Von Emerenz Abſchied zu nehmen war ihm nicht möglich, Er hatte ganz verwirrt geſagt:

„Tauſend Dank, daß Sie dies Feſt verherrlichten und ſchmückten! es iſt vielleicht das letzte“ . . .

Er ſtockte und Emerenz fiel ein:

„Aber nein! was ſind das für Gedanken! Noch zwanzig Mal kann Ihre Mutter dieſen Tag erleben — und ich wünſche es herzlich.“

„Ja, das kann ſie,“ — verſetzte er gefaßt; „alſo nur dies Eine: tauſend und aber tauſend Dank.“

Und er entfernte ſich raſch.

„Was ſteht zu Dienſten, ich bin zu Allem bereit,“ ſagte Harald ſorglos, als Andreas erſchien.

„Es iſt ein großer Freundſchaftsdienſt,“ entgegnete Andreas; „ich weiß Niemand der ihn leiſten könnte — beſonders was die Folgen betrifft.“

Und er theilte die ganze Sache einfach mit und ſetzte hinzu:

„Hellmuth iſt ſicher vor meiner Kugel .... das brauche ich Dir nicht zu ſagen. Widerfährt mir aber Schlimmes oder gar das Schlimmſte: ſo kannſt Du betheuern, daß ich durch dieſen wahnwitzigen Wütherich gezwungen worden bin, mein Leben in einer Weiſe auf's Spiel zu ſetzen, welche ich verabſcheue und welche die Kirche verdammt. Du wirſt auch am beſten meine Mutter und die arme unſchuldige Frau vorbereiten können. Verſprich mir auch dafür zu ſorgen, daß im

Fall einer Verwundung ein Prieſter zur Stelle ſei. Mit dem Nachtzug um zwei Uhr fahren wir fort."

Der entſetzte Harald verſprach Alles, was Andreas verlangte, fand aber die Sache ſo ſchrecklich und ſo unſinnig, daß er ſagte:

„Auf dem Kampfplatz werdet Ihr — müßt Ihr Euch verſöhnen .... wenn Du bei Deiner großmüthigen Geſinnung bleibſt und wenn Hellmuth ein mit Vernunft begabter Menſch iſt."

„Ich bleibe bei meiner Geſinnung und ich fürchte, Hellmuth beharrt bei der ſeinen," erwiederte Andreas.

# Fünftes Kapitel.

Gräfin Tengenberg und Emerenz ſaßen auf dem Balkon, am Abend nach dem Feſt. Es war ein herrlicher Frühlingsabend. Die ganze Atmoſphäre war erfüllt vom Duft der Akazien, die im Garten in üppigſter Blüte ſtanden. Dieſer Arom, verbunden mit dem Wohlgeruch den die ganze Pflanzenwelt im Frühling aushaucht, mit der ungewöhnlich warmen und weichen Temperatur und mit einer Luft, die ſo windſtill war, daß nicht einmal das feine Laub der Akazie ſich regte, — das Alles zuſammen machte den Eindruck, als fließe ein linder balſamiſcher Strom durch die ganze Natur und hinein in's bewegliche unruhige Menſchenherz.

Emerenz war unruhig. Hellmuth's Stimmung war in den beiden letzten Tagen ſo unfreundlich, ſo abſtoßend geweſen, wie noch nie, und ſie hatte es zwar ſehr empfunden, aber es gar nicht beachtet, weil ſie glaubte, der Groll über ihre rege und frohe Theilnahme am Feſt verſtimme ihn und weil es ihr feſter Vorſatz war, ſich nicht durch ſeine eiferſüchtige Laune um Muth und

Kraft bringen zu lassen. Als er heute in tiefer Nacht aufgestanden war, hatte sie es kaum bemerkt, denn das geschah nicht selten an heißen Tagen, wenn die Truppen Uebungen zu machen hatten. Durch einen Diener hatte er ihr sagen lassen, er werde nicht zur Stunde der Mahlzeit zurückkehren. Emerenz ging sorglos zum Speisen zu Gräfin Versen. Dort aber war von nichts die Rede, als vom Kriege und von den tausend Gerüchten, die ihn wahrscheinlich machten, obschon man ihnen offiziell widersprach.

„Halten Sie den Krieg für wahrscheinlich?“ sagte Emerenz zu Graf Versen.

„Ich halte ihn für gewiß,“ erwiederte er; „denn zwei Mächte stehen einander todfeindlich gegenüber, weil beide um die Suprematie in Europa ringen. Da ist kein friedlicher Ausweg möglich und nur ein blutiger Krieg kann entscheiden.“

„Und werden wir in den Krieg verwickelt werden?“

„Ueber die allgemeine Weltlage kann ich mir Ansicht und Urtheil bilden, meine gnädigste Gräfin,“ versetzte lächelnd der Oberst; „nicht aber über die Geheimnisse der Cabinette und über diplomatische Schachzüge.“

„Ich hoffe, wir bleiben in Frieden,“ sagte Gräfin Versen; „die entsetzlichen Kriege von 1859 und 1866 stehen mir so lebhaft vor Augen, daß ich Gott bitte, nichts Aehnliches über uns zu verhängen.“

„Das ist ja eine wahre Kette von Kriegen," seufzte Emerenz.

„Ja wohl, eine Kette bei welcher jedes Glied aus dem vorhergehenden entspringt, also interessant zu verfolgen ist und noch interessanter dadurch wird, daß vor fünfundzwanzig bis dreißig Jahren unter dem Bürgerkönigthum Louis Philipp's vertrauensselige Gemüther einen ewigen Frieden prophezeiten, weil der hohe Grad der Bildung der Menschheit die Rohheit des Krieges nicht mehr zulasse. Diese hohe Bildung kam zu Tage durch einen der kleinsten aber der ungerechtesten Kriege, die je geführt worden sind: im Jahr 1847 durch den Sonderbundkrieg in der Schweiz. Seidem hat Europa keine Ruhe mehr. Es ist die Strafe dafür, daß sich damals keine Hand erhob, um der Ungerechtigkeit Einhalt zu thun."

Ganz beklommen von diesen Kriegsgesprächen kehrte Emerenz zurück, staunte daß Hellmuth noch immer nicht da sei und fand einige Zerstreuung in einem Brief ihrer Schwester, die aus Brunnecken in Tyrol ihr Glück und das ihres Mannes pries. Jetzt war Emerenz bei ihrer Tante und diese sagte:

„Welch ein Gegensatz gestern und heute Abend. Gestern — munteres Leben, fröhliche Stimmen, bunte Menschengruppen, Licht, Glanz, Farben überall — und heute stille Einsamkeit. Gestern — der Name Clotilde stralend und weithin leuchtend — heute tiefes Dunkel.

Es war sehr schön gestern, doch die Stille und der Friede sind auch wohlthuend."

„O wie glücklich ist's," entgegnete Emerenz wehmüthig, „wenn ein fröhlich bewegtes Leben mit friedlicher Stille abwechselt und wenn es nicht so ist wie der Dichter sagt: Dann erloschen die festlichen Kerzen — Und was uns bleibt von dem Glanz und dem Schimmer — Das sind die Wunden und die Schmerzen — Und was wir davon haben in unserm Herzen."

Die Glocke am Hofthor wurde gezogen.

„Endlich kommt er! . . . Gute Nacht, liebe Tante!" rief Emerenz, stand lebhaft auf und wollte ihrem Mann entgegen gehen. Allein sie blieb mitten im Salon stehen, denn es kamen Schritte die Treppe herauf und das war nicht Hellmuth's Schritt. Ein Diener öffnete die Thür des Salons und sagte anmeldend:

„Herr Graf Sternfels."

Gräfin Tengenberg trat vom Balkon in den Salon und in lautloser Spannung standen beide Frauen einem Unglücksboten gegenüber — denn so war Harald's ganze Erscheinung, Blick, Haltung, Stimme.

„Nehmen Sie Ihre ganze Fassung zusammen . . . . es trifft Sie ein furchtbarer Schlag," sagte er ohne Eine von ihnen zu nennen.

„Mein Vater!" — „Mein Sohn!" riefen Emerenz und die Gräfin.

„Beide leben . . . . Hellmuth aber nicht mehr."

„Hellmuth todt! ... wie ... wann ... wodurch!“ schrie Emerenz hell auf.

„Wir waren heute früh auf der Jagd ... es fielen zwei unglückliche Schüsse ... der eine nahm Hellmuth das Leben, der andere verwundete Andreas schwer.“

Zwei Schüsse .... also ein Mord .... wer hat Hellmuth ermordet!“ .... schrie Emerenz — und die Gräfin:

„Wer hat Andreas verwundet!“

„Kein Mord! kein Mord! o nein! die Schüsse fielen aus dem Gewehr des Grafen Andreas.“

„Zwei solche Schüsse aus demselben Gewehr? ... das ist nicht wahr, Harald! ... ich will die Wahrheit,“ ächzte Emerenz .... — „und jetzt will ich zu Hellmuth! ... wo ist er!“

„Andreas soll ihn getödtet haben? o nein ... das ist nicht wahr ... das kann nicht sein,“ jammerte die Gräfin. „Mein armer Andreas ist in Angelegenheiten der Vormundschaft verreist ... bei Ihrer Jagdpartie war er nicht .... und folglich verhält sich die schauerliche Begebenheit ganz anders.“

Emerenz legte beide Hände auf Harald's Schultern, rüttelte ihn und rief:

„Was ist's mit Andreas und Hellmuth ... wo sind sie ... leben sie ... sind sie todt ... die Wahrheit, Harald, die Wahrheit wollen wir wissen — keine Lüge.“

Harald war auf der Folter.

„Reden Sie die Wahrheit," flehte die Gräfin, „denn Ihre Verwirrung legt Zeugniß ab, daß Sie uns täuschen wollen" . . . —

„Und die entsetzlichste Gewißheit ist besser, als in Täuschungen leben, ohne wirklich getäuscht zu sein!" fiel Emerenz ein.

„Wohlan . . . Sie wollen es . . . aber nehmen Sie Ihre Kraft, theure Gräfinnen . . . die volle Wahrheit ist entsetzlich," sagte Harald und sammelte sich, um mit einiger Ruhe den traurigen Bericht erstatten zu können. „In einem Anfall der eifersüchtigen Wuth, die den unglücklichen Hellmuth elend machte, fügte er dem Grafen Andreas vorgestern Morgen eine tödtliche Beleidigung zu, und obschon dieser mit heroischer, mit übermenschlicher Selbstverleugnung ihm vergeben wollte, so war Hellmuth keineswegs damit zufrieden, sondern trieb es so weit, daß nichts übrig blieb als ein Duell. Heute Nacht fuhren wir zum nächsten Grenzort. In dem Walde wo das Duell stattfinden sollte, versuchten wir Secundanten, Rittmeister Hohenfelt und ich, eine Aussöhnung zu bewirken, da wir Beide die Ueberzeugung hatten, Hellmuth müsse sich mit der Bereitwilligkeit des Grafen Andreas zufrieden geben, da dieser sogleich erklärte, keine Macht der Welt werde ihn veranlassen, auf seinen Vetter zu schießen. Hellmuth blieb jedoch beharrlich und sagte: „Wir haben uns gegenseitig so schwer beleidigt, daß Blut fließen muß."

„Ich verzeihe vollständig," sagte Graf Andreas.

„Vielleicht mit Worten — in der That ist es unmöglich! ... und ich verzeihe nicht!" rief Hellmuth.

„Andreas wendete sich an Rittmeister Hohenfelt und mich und sagte feierlich:

„Meine Herren! ich stehe vielleicht in einigen Augenblicken vor dem Richterstuhl des allwissenden Gottes und würde in so ernster Stunde meine Seele nicht mit einer Lüge beflecken mögen. Ich versichere bei meiner Ehre, daß mein Vetter mir keine Beleidigung zu verzeihen hat."

„Worte! Worte! Zur Sache!" rief Hellmuth ungeduldig.

„Er verlangte, daß a tempo geschossen werde; das gehe rascher, sagte er in seiner wilden Hast. Andreas machte keine Einwendung. Er stellte sich und zielte so, daß die Kugel über Hellmuth's Haupt dahin fliegen mußte. Die Schüsse fielen und wie vom Blitz getroffen stürzte Hellmuth kerzengerade zu Boden, kein Glied regte sich, kein Nerv zuckte: er war todt! Ob seine Kugel, die vielleicht eine Sekunde früher die Schulter des Grafen Andreas zerschmetterte, dessen Arm zittern und sinken machte, ob der Schmerz sein Auge umflorte — genug, Hellmuth's Hirnschale war gesprengt und die Kugel in sein Gehirn gedrungen. Als Andreas seinen Vetter fallen sah, brach er mit einem herzzerreißenden Aufschrei ohnmächtig zusammen. Wir fürchteten zwei Leichen vor uns zu haben; doch Andreas lebt — schwer

verwundet und in unbeschreiblicher Trostlosigkeit — indessen er lebt und liegt in dem Grenzstädtchen in Obhut eines Geistlichen und eines Arztes. Auch Hellmuth's Leiche ist noch da; sie muß morgen nach Obertengenberg geschafft und in der Familiengruft beigesetzt werden. Wir sprengten das Märchen von einem Unglück bei dem Schießen auf Waldtauben aus. Das ist der Sachverhalt; Sie wissen jetzt Alles."

Und Harald trocknete erschöpft den Schweiß von seiner bleichen Stirn.

„O mein armer, mein unglückseliger Andreas!" jammerte die Gräfin; „so unschuldig zu sein — gewaltsam hingetrieben zu werden zum Frevel des Duells — und dafür so gräßlich bestraft zu werden — o mein armer Sohn! — Ich will zu ihm! Wann geht der Frühzug?"

„Um zwei Uhr Nachts und ich werde Sie begleiten, weil ich für den Transport Hellmuth's zu sorgen habe; da sich Hohenfelt um nichts bekümmern darf, um sich keine Ungelegenheit zuzuziehen."

Emerenz hatte während der ganzen Zeit wie eine Bildsäule da gesessen. Hellmuth todt — urplötzlich — mit Haß und Verdacht im Herzen — getödtet von der Hand Desjenigen, der ihn schonen wollte — den er schwer beleidigt hatte und der ihm nie mit einem Blick, mit einem Wort eine Kränkung zufügte — ihre Gedanken standen still und ihr Herz drohete still zu stehen.

Sie preßte krampfhaft beide Hände vor die Augen und wimmerte leiſe, während die Gräfin in Thränen ſchwamm.

„Und was wollen Sie thun, liebe Emerenz?“ fragte Harald ſanft, um ſie aus ihrer Betäubung zu wecken. Sie richtete ſich auf und ſagte:

„Ich will nach Obertengenberg gehen und Hellmuth dort erwarten .... wenn Du erlaubſt, Tante, Du und Andreas, daß ich ohne Euch mich dort aufhalte.“

Die Gräfin umarmte ſie weinend.

„Vergeſſen Sie nur nicht dort wie hier das Märchen vom Taubenſchießen in Umlauf zu ſetzen,“ bat Harald beklommen, weil er wußte, daß Hellmuth als ein Excommunicirter in die Ewigkeit gegangen ſei und weil er fürchtete, der Pfarrer werde etwa Schwierigkeiten mit dem Begräbniß machen, wenn er wiſſe, daß Hellmuth im Duell geblieben ſei.

„Wozu das Märchen? Die Wahrheit kommt doch an den Tag,“ ſagte Emerenz tonlos.

„Ja .... mit der Zeit! ... in dieſem Augenblick könnte die Wahrheit ſchlimme Folgen für mich und Hohenfelt haben,“ verſetzte Harald.

„Das darf nicht ſein, guter Harald,“ antwortete ſie freundlich. Sie weinte nicht. Sie war durch Ueberraſchung und Entſetzen in einem ſo überreizten Nervenzuſtand, daß ſie nichts zu empfinden ſchien als eine Art von Erſtarrung ihrer Seelenkräfte.

Als die Gräfin einige Stunden ſpäter von Emerenz

Abſchied nahm, um mit Harald abzureiſen, umarmte ſie Emerenz und fragte:

„Nicht wahr, beſtes Kind, Du zürnſt nicht meinem armen Andreas? Ich darf ihm das ſagen?“

„O Tante!“ rief ſie; „wie könnte ich ihm zürnen! Er iſt ja meinetwegen in dies furchtbare Unheil gerathen. Ich bin die Unſelige, die ihn und die Hellmuth in dies Elend geſtürzt hat — freilich ohne es zu ahnen!... Aber ich bin nun einmal der Mittelpunkt dieſes grauſigen Verhängniſſes.“

Unter der Wehklage der Dienſtboten reiſte zuerſt die Gräfin, ſpäter Emerenz ab. Sie hatte zuvor ihrem Vater telegraphirt, der ſich in einem Badeort befand:

Ein ſchwerer Unfall machte mich zur Wittwe. Ich erwarte Dich an der Familiengruft.

In ſechs Stunden führte ſie der Schnellzug nach Obertengenberg. Mitten in ihrem ſtumpfen Schmerz war ſich doch frappirt durch das alterthümliche burgartige Schloß, das maleriſch auf einem Felſen lag, welcher auf der einen Seite ſteil aus dem herrlichen blauen Strom aufſtieg, und auf der andern Seite in bequem gewundenen Wegen zugänglich war. Jeden Sommer hatte Gräfin Tengenberg ſie eingeladen, einige Zeit bei ihr dort zuzubringen; ſie hatte ſich aber nie von Hellmuth trennen mögen, der nicht häufig Urlaub bekam. Jetzt war ſie da und für immer von ihm getrennt — getrennt durch Denjenigen, unter deſſen Dach er ſeine

letzte Ruhestätte finden sollte, und der lieber sein eigenes Leben hatte opfern, als das seine nehmen wollen. Es war Alles so unfaßbar, so unglaublich, so entsetzlich! und sie — sie war die Ursache dieser unerhörten Dinge.

Die Castellanin, durch ein Telegramm vorbereitet, empfing mit tiefem Bedauern diese schöne Gräfin Emerenz, von der sie so viel Lobendes gehört hatte und die noch jetzt, trotz Erschöpfung und Schmerz, wie ein lichter Schönheitsstral in dem alten Schloß erschien; — und führte sie in das für sie bereitete Zimmer. Dann zog sie sich zurück und sorgte für die Kammerfrau und den Diener der Gräfin, mit der leisen Hoffnung, Näheres über Graf Hellmuth's Tod zu erfahren. Mit dem Taubenschießen im Walde mußte sie sich begnügen.

Emerenz meinte der Erde entrückt zu sein, so still, so abgeschieden lag das Schloß auf seiner einsamen Höhe, nur bewohnt von den wenigen Dienstleuten, die es zu hüten und in Ordnung zu halten hatten. Ihr Zimmer war sehr geräumig; hatte Tapeten von dunkelgrünem Damast, zwei Fenster, die in tiefen Nischen der dicken Mauer auf den Strom und auf die reiche Landschaft jenseits desselben eine liebliche Aussicht boten — und nach der andern Seite einen Erker, unter welchem eine Terrasse lag, die in ein etwas verwildertes Blumengärtchen verwandelt war, aus welchem Jasmin und rankende Rosen zum Erker hinauf kletterten und das ganze Zimmer durchdufteten. In der Tiefe des Zimmers befand

sich ein Alkoven von schweren Damastvorhängen umgeben und über dem Bett hing ein schönes altes Cruzifix von Ebenholz und Elfenbein. Emerenz war nie an einem fremden Ort ganz allein gewesen. Jetzt überfiel das Gefühl des Alleinseins sie mit eiserner Wucht und erpreßte ihr schwere Thränen. Es waren die ersten die sie weinte; sie durchbrachen die Erstarrung des Entsetzens und heißer Jammer trat in sein Recht.

Ihre physischen Kräfte waren übermüdet; sie ging zur Ruhe und schlief, aber unruhig, fieberhaft; häufig aufgeschreckt. Dann rauschte der Strom, Jasmin und Rosen dufteten in das offene Fenster des Erkers hinein, der Nachtwind säuselte leise — und sie lag zu Füßen des Cruzifixes. Es kam ihr Alles wie ein trauriges Märchen vor.

Am andern Morgen traf Veldegg ein. Vier Wochen nach Grazianens Hochzeit sahen Vater und Tochter so sich wieder!!

Emerenz berichtete wahrheitsgetreu die schauerliche Begebenheit und erwähnte zum ersten Mal gegen ihren Vater Hellmuth's Eifersucht und die bitteren Leiden, die er dadurch über sie und über sich selbst gebracht habe.

„Auf wen richtete sich seine Eifersucht?" fragte Veldegg.

„Auf Alles was mich interessirte und was nicht er war," entgegnete sie; „auf Menschen und Dinge: auf Ida Versen so gut wie auf ihren Mann — auf meine Bücher und Handarbeiten so gut wie auf

Harald. Zuletzt und am heftigsten auf den armen Andreas, weil dieser mich veranlaßte, mich wieder der Kirche anzuschließen und weil ich ihm dafür herzlich dankbar war."

„Ohne Zweifel hat Andreas nicht verstanden seine Neigung für Dich zu beherrschen," sagte Veldegg besorgt und zögernd.

„Er war für mich voll Rücksicht, Wohlwollen und Mitleid und immer bereit mir zu rathen ... doch von einer besondern Zuneigung weiß ich nichts."

„Du weißt nicht, daß er sich vor etwa vier Jahren um Dich beworben hat?"

„Wie!... Andreas!... — ist's möglich! Andreas! — und ich wußte es nicht ... und Du hast es mir verschwiegen!" rief Emerenz in äußerster Ueberraschung.

„Du wolltest nie die Namen von Bewerbern hören, um ihnen gegenüber in vollkommenster Unbefangenheit zu bleiben, und ich sehe mit Freuden, daß Du bis zur Stunde darin verblieben bist. Ja, bestes Kind, Andreas bat mich zu vermitteln, daß Ihr einander näher kennen lernen möchtet — und Du lehntest dies Gesuch entschieden ab. An seiner Seite wäre Dein Leben anders gewesen. Es sollte nicht sein."

„Andreas wollte mich heirathen — und ich wollte nicht — auf immer und auf's innigste hätte ich mit ihm verbunden sein können .... und jetzt fließt zwischen ihm und mir ein Strom von Blut!... O, das ist grausig,

lieber Vater. O, wer kann auf eine so tragische Verkettung von Umständen, von Charakteren gefaßt sein!"

„Menschenschicksal!" sagte Veldegg trübe.

Der alte Pfarrer von Obertengenberg wiegte bedächtig sein graues Haupt und sagte:

„Die Jagd! o, die Jagd! Werden unsere Cavaliere nie das wilde Vergnügen satt bekommen unschuldige Thiere umzubringen, da sie doch selbst dabei in großer Gefahr sind . . . in Gefahr für Leib und Seele. Da gehen sie zu Grunde ohne Beicht, ohne Wegzehr, ohne heilige Oelung, und hätten doch das Alles Gott allein weiß wie nöthig! . . . und wir beten das requiescat in pace vielleicht für eine friedenlose Seele."

Mit der erhabenen Feierlichkeit der katholischen Kirche wurde Hellmuth's Sarg in der Gruft seiner Ahnen beigesetzt und Emerenz reiste mit ihrem Vater nach Deggenrain. Sie war Wittwe und noch nicht dreiundzwanzig Jahre alt.

# Der Kampf des Lebens.

# Erstes Kapitel.

Rosen und Jasmin waren längst verblüht, und im Leichentuch des Schnees lag die Erde begraben. Im Veldegg'schen Hause in der Residenz saß Emerenz im tiefen Trauerkleide der Wittwe an einem Krankenbett.

„Bitte, Emerenz, öffne die Vorhänge," sagte der Kranke; „ich will die Sonne sehen ... sie belebt mich ... und ich will leben, Emerenz! sterben will ich nicht."

Emerenz öffnete schweigend die Vorhänge der Fenster und die Wintersonne fiel matt in's Zimmer hinein.

„Sie scheint nur, sie wärmt nicht," seufzte der Kranke.

Sie beleuchtete sein schönes junges abgezehrtes Antlitz, seine großen müden Augen, die bläuliche Färbung der Haut um den Mund und die eingesunkenen Schläfen, die wachsfarbenen abgemagerten Hände, die kraftlos auf der Decke ruhten.

„Es wäre entsetzlich wenn ich sterben müßte," setzte er nach einer Pause hinzu; „aber ich glaube es nicht,

denn bei einundzwanzig Jahren ſtirbt man doch eigentlich nicht . . . ich fürchte es nur, weil ich mich ſo ungeheuer ſchwach fühle. Was meinſt Du, Emerenz?"

„Wir wollen hoffen, lieber Robert," ſagte ſie ſanft.

„Nicht wahr, Du begreifſt, wie ich am Leben hange — wegen Arabella."

„O laß Arabella, lieber Robert."

„Ohne Arabella liegt mir nichts am Leben! . . . Du weißt es! Papa weiß es! Darum hat er mir auch ſchon halb und halb verſprochen, daß ich Arabella heirathen dürfe — wenn ich geſund werde."

Dieſen hinſterbenden jungen Mann von Geneſung und Heirath ſprechen zu hören, war herzzerreißend. Emerenz erwiederte mit erſtickter Stimme:

„Nun, dann wird Papa Wort halten."

Sie wußte es ſei wahrſcheinlicher, daß Robert wegen dieſer Arabella ſterben, als mit ihr leben werde.

Das Gewitter, das ſie im verfloſſenen Frühling bei Grazianens Hochzeitfeſte in Robert's Bruſt geahnt, in ſeinen Augen geleſen hatte, war tobend ausgebrochen. Er hatte ſich leidenſchaftlich verliebt in die Kunſtreiterin Arabella.

Robert war erzogen wie ſeine Schweſtern es waren, nach der maßgebenden Anſicht, es ſchicke ſich für den Menſchen, gut zu ſein und edel zu handeln — was ſehr richtig, aber unter allen Umſtänden ſehr ſchwer iſt, weil eine ſolche Handlungsweiſe auf fortgeſetzter

Verleugnung der eigenen Neigungen, der eigenen Leidenschaften, des eigenen Willens beruht. Zu einem solchen Opfer befähigen nur die erhabenen Lehren des Christenthums über den Werth der Menschenseele und über ihr letztes Ziel, befähigen nur die Gnadenmittel, die der schwachen menschlichen Natur übernatürliche Kraft geben. Und auf diesem Boden war Robert nicht erwachsen, waren seine Anlagen nicht ausgebildet worden. Er war reich und glücklich begabt, mit hellem Verstand und scharfer Fassungskraft und zugleich mit großem Wissensdurst und mit Eifer für die Studien. Er hatte ein großmüthiges Herz und eine freigebige Hand, einen aufrichtigen Charakter, ein höchst gewinnendes Aeußere — aber dieser brillanten Natur fehlten nicht ihre Schattenseiten: Stolz und Egoismus. Als die Stunde der Leidenschaft schlug, trat sein ganzes Wesen mit aufbrausender Ueberkraft der Jugend in die Schattenseite hinein.

In der Universitätsstadt, wo Robert das zweite Jahr seiner Studien machte, gab eine Kunstreitergesellschaft während des ganzen Winters sehr besuchte und sehr bewunderte Vorstellungen. Niemand bewunderte lebhafter als Robert, zuerst freilich nur die vortrefflichen, die schönen, die unvergleichlich geschulten Pferde, für die er von Jugend auf eine große Liebhaberei hatte. Allmälig aber ging sein Interesse auf die Personen über, welche diese herrlichen Thiere lenkten, und schließlich blieb es

haften an einer Person, an Miß Arabella, der ersten Reiterin. Sie war eine frappirende Erscheinung, hochgewachsen, dunkeläugig, mit vornehmer Miene, immer ruhig von oben herabschauend, mochte sie die wildeste Quadrille oder die kunstvollste Schule reiten. Wenn sie daher geritten kam als mittelalterliches Edelfräulein auf weißem Zelter — oder als Amazonenkönigin auf feurigem Roß — oder in ihrem dunkeln Reitkleid auf dem schönsten Pferde — immer sah sie aus, als sei sie in der That das Edelfräulein, die Königin, die Reiterin, die zu ihrem eigenen Vergnügen und nicht für die Zuschauer alle Evolutionen ihrer Kunst machte. Einige nannten sie hochmüthig und undankbar gegen das Publikum.

„Soll sie sich bedanken, weil sie Euch entzückt!“ rief Robert empört; „das wäre die verkehrte Welt!“

Daß er Arabella's Bekanntschaft machte, versteht sich. Sie war ein ganz rohes Wesen, auf dem Pferde erwachsen, mit dem Pferde so zu sagen verwachsen. Sie sprach englisch geläufig, französisch und deutsch sehr gebrochen und sie konnte englisch lesen, schreiben nicht. Darauf beschränkten sich ihre Kenntnisse. Die Unterhaltung mit ihr drehte sich um Pferde und um die edle Reitkunst. Bewunderung, die ihrer Person galt, wies sie zurück. Diese kalte Gleichgültigkeit entflammte Robert's Leidenschaft — und in diesem Zustand war er bei Grazianens Hochzeit.

Bald nach seiner Rückkehr zur Universität wurde der Circus abgebrochen, denn die Kriegsgerüchte mehrten sich und die Kunstreitergesellschaft begab sich nach einer Stadt, die, wenn der Krieg wirklich ausbrechen sollte, von dessen muthmaßlichem Schauplatz ganz fern lag. Der Krieg brach aus und Robert schrieb seinem Vater, der Aufenthalt in der Nähe der französischen Grenze sei unangenehm, tumultuarisch, und er wolle sich einen andern Ort für seine Studien suchen. Veldegg fand das in der Ordnung. Dieser Ort war kein anderer als der, wo Arabella weilte und wo ebenfalls eine Universität war. Robert bekümmerte sich aber nicht im mindesten um Professoren und Vorlesungen; wegen Arabella war er gekommen und für Arabella lebte er dort. Sie nahm mit etwas mehr Herablassung seine Huldigung an; er durfte also hoffen, schließlich ihre Kälte zu überwinden. Einmal, ganz von Leidenschaft hingerissen, fragte er sie:

„Was würden Sie thun, Arabella, wenn ich Ihnen einen Heirathsantrag machte?"

„Ich würde ihn annehmen," versetzte sie lachend.

„Ist's möglich!" rief er beseligt.

„Ich würde ihn annehmen," wiederholte sie, „doch erst nach fünf Jahren. Vor der Hand ist mir der Circus lieber als Ihr Schloß — vorausgesetzt, daß Sie ein Schloß haben."

Robert war zwanzig Jahre alt, im Feuer der ersten

Leidenschaft, überzeugt von der Zärtlichkeit seines Vaters. Er versicherte, das Schloß werde ihm nicht fehlen, sobald er gewiß sei Arabella zu besitzen und sie verlobten sich. Arabella's Vormund — wie der Director der Gesellschaft sich nannte — faßte die Sache von ihrer praktischen Seite auf, und verlangte ein schriftliches Eheversprechen von Robert unterschrieben und untersiegelt.

Robert gab es mit Wonne. Arabella's Besitz schien ihm dadurch verbrieft; Arabella war damit zufrieden und der Vormund dachte klug und weise: Die Zeiten sind schlimm, der Krieg tobt, kann lange währen, kann sich hierher und dorthin wenden . . . ein schönes Sümmchen Abstandsgeld an Arabella, wie es sich schickt für einen so reichen Herrn, wäre mir schon lieber als eine Frau Baronin anstatt Arabella . . . und vielleicht hat der Papa Baron Gedanken, die mit meinem Wunsch im Einklang sind. Vor allen Dingen heißt es aufgepaßt! denn Jugend hat nicht Tugend.

Robert fand es ungeheuer lange und langweilig, auf Arabella's Besitz fünf Jahre zu warten. Er hoffte diesen Termin abzukürzen, sobald er die Einwilligung seines Vaters und dessen Versprechen habe, für ein standesmäßiges Einkommen des jungen Ehepaars zu sorgen. Zuweilen fiel der Gedanke, daß sein Vater nichts von dem Allen thun werde, wie ein Nachtfrost im Mai auf seine Frühlingsliebe; aber er ver-

scheuchte ihn sogleich. Hatte der Vater jemals seinen Kindern etwas abgeschlagen? Hatte er nicht Grazianens Neigung nachgegeben, obschon ihm Ignaz nichts weniger als ein willkommener Schwiegersohn gewesen sei! War also der armselige Ignaz aus Liebe zu einer Tochter in Gnaden angenommen, warum nicht aus Liebe zum einzigen Sohn diese unvergleichliche Arabella — eine Schönheit, eine Künstlerin, ein Naturkind — mit einem Wort, etwas Unvergleichliches, noch nie Dagewesenes. Gehoben von Liebe, getragen von Hoffnung ging Robert in den Vacanzen nach Deggenrain, wo er Vater und Schwester in tiefer Trauer und Traurigkeit fand. Hellmuth's Ende hatte Robert eine kurze Zeit tief erschüttert, denn er dachte: Jung und glücklich war der Arme, und dennoch mußte er sterben. Allein die Nutzanwendung hieß: „Man muß sich eilen glücklich zu werden . . . gräßlich muß es sein zu sterben, wenn man es nie war . . . Emerenz war es . . . sie hat eine selige Erinnerung . . . und wäre ich drei Jahre mit Arabella glücklich gewesen, so würde dies Glück nicht zu theuer mit einem frühen Tode bezahlt.

Er wunderte sich im Stillen über die wehmüthige Stimmung, die in Deggenrain herrschte, während Emerenz im Stillen sich wunderte, daß die Gewitterwolken, die bei Grazianens Hochzeit Robert verdüsterten, spurlos verschwunden waren. Seine Stirn war hell, sein Auge strahlte, Jugendmuth belebte

seine ganze Erscheinung; Veldegg freute sich über den herrlichen Jüngling.

Die Freude verschwand spurlos, als Robert nicht zögerte, ihn in Kenntniß von seiner Liebe und deren Gegenstand zu setzen. Veldegg war empört und Robert auf's Höchste erzürnt über des Vaters Empörung.

„Sprich mir nie wieder von dieser unwürdigen Liebelei," sagte Veldegg, um ein sehr aufgeregtes Gespräch abzubrechen.

„Arabella bleibt die erste, die einzige, die große Leidenschaft meines Lebens und — möge ich von ihr reden oder schweigen — ihr Besitz ist mein Ziel und mit allen Kräften werde ich es erstreben," versetzte Robert mit derselben Bestimmtheit.

Unter diesen Umständen war an ein trauliches Leben nicht zu denken. Man sprach vom Kriege, von den Nachrichten, den Aussichten, welche die Blätter brachten — oder von Ignaz und Graziane, die in dem Hochgebirg der Schweiz Sommerfrische genossen — oder von diesem und jenem, was in der Verwandtschaft und Nachbarschaft vorfiel; — aber man that es ohne Theilnahme, ohne Munterkeit, denn Jeder hing seinen trüben Gedanken nach. Eugenia kam jeden Abend mit Feodora von Grafenthurm herüber. Beide waren nicht sympathisch für Emerenz; doch mußte sie ihnen Dank wissen, daß sie in ihrer Theilnahme nicht ermüdeten und für Veldegg eine zerstreuende Unter-

haltung waren. Sie ſelbſt konnte es nicht ſein; ſie war noch zu ſehr unter dem Druck des Ereigniſſes, das ihr Leben aus ſeiner Bahn geſchleudert hatte.

War Robert mit Emerenz allein, ſo ließ er ſeinem Zorn und Unmuth freien Lauf.

„Papa will freiſinnig ſein und iſt ſo erſtaunlich engherzig in den Schranken, die er meiner Freiheit ſetzt!“ ſagte Robert zürnend. „Verlangte ich, daß er glücklich ſei Arabella zur Schwiegertochter zu haben, ſo dürfte er mir dies Begehren verweigern; aber mein Begehren, mit ihr glücklich zu ſein, beruht auf meiner perſönlichen Freiheit, und ich bin berechtigt, dieſe in Anſpruch zu nehmen.“

„Du biſt ſo jung und unerfahren, beſter Robert, und die Wahl einer Gattin iſt etwas ſo Ernſtes, ſo Folgenſchweres,“ verſetzte Emerenz ſanftmüthig, „daß Du dankbar ſein ſollteſt, wenn Papa Dich vor Uebereilung bewahrt.“

„O, ich kenne dieſe Phraſen! Aber das ſchwöre ich Dir, Emerenz, ich heirathe nicht irgend eine bleichſüchtige Comteſſe, mit der Papa mich ohne Zweifel verheirathen will.“

„Beruhige Dich, beſter Robert, Papa denkt nicht daran, ſeinen zwanzigjährigen Studenten zu verheirathen . . . am wenigſten mit einer bleichſüchtigen Comteſſe.“

„Du lächelſt, Emerenz! . . . aber ich ſage Dir und

wiederhole Dir, wäre ein Weib schön wie Cleopatra und geistvoll wie Aspasia — ich will nichts von ihr wissen! — Ich liebe Arabella und sie will ich heirathen."

„Ich will Dir eine Begebenheit erzählen, die wahr sein soll, Robert. Ein ungarischer Graf verliebte sich in eine schöne Zigeunerin, heirathete sie und lebte einige Jahre sehr glücklich mit ihr. Plötzlich verschwand die Gräfin aus dem Schloß, und die Nachforschungen ergaben, daß sie mit einer Zigeunerbande, die im benachbarten Walde ihr Lager aufgeschlagen hatte, auf und davon gegangen sei. Die Eindrücke, Erinnerungen und Gewohnheiten der Jugend übten eine solche Gewalt über sie, daß sie ihr heimatloses Zigeunerleben ihrem Gemahl, ihren Kindern und dem behaglichen und geordneten Leben im Schloß vorzog. Etwas Aehnliches könnte Dir begegnen, bester Robert."

„Erzähle Geschichten so viel Du willst und so lange Du willst, Emerenz, sei es Fabel, sei es Wirklichkeit — sie sind mir vollkommen gleichgültig. Weigert sich Papa mich und Arabella in eine sorgenfreie Existenz zu versetzen, so werde ich Mittel finden, mein Brot zu verdienen . . . und findet sich Papa dadurch gedemüthigt, so hat er es sich selbst zuzuschreiben. Ich bin stets ein so gehorsamer Sohn gewesen, Emerenz, daß Papa nicht über mich klagen kann, und ich hatte mit Grund und mit Recht erwartet, meinen ersten,

hochwichtigen Wunsch erfüllt zu sehen. Es geschieht nicht! . . . wohlan, Emerenz, der Gehorsam hat seine Grenzen."

„Gewiß, bester Robert! nur nicht da, wo er sich bewähren sollte."

Ihre Ermahnungen und Vorstellungen blieben fruchtlos, weil sie nur dann Eingang finden können, wenn der Mensch seiner Vernunft mächtig ist. Im Fieber ist er es nicht, und eine Leidenschaft ist ein Fieber der Seele. Robert hatte nichts im Sinn als Arabella: so war er gekommen, so blieb er, so reiste er ab — und zwar lange vor dem Ende der Ferien. Veldegg entließ ihn tief betrübt.

„Robert!" sagte er schmerzlich, „Du hast von der Natur die schönsten Gaben, die glänzendsten Fähigkeiten bekommen, — Da hast eine Erziehung bekommen, die Deine Anlagen pflegte und entwickelte; — und jetzt, da sie in Blüte stehen und edle Früchte verheißen sollten, jetzt trittst Du sie mit Füßen, indem Du Dich zum Sclaven einer Leidenschaft machst, die Dich erniedrigt . . . denn sie beraubt Dich der Vernunft und der Selbstbeherrschung, weil ihr Gegenstand niedrig ist."

„Nein, sie erhebt mich!" rief Robert außer sich; „denn sie gibt mir Muth und Kraft, um Dir zu beweisen, daß Du mich zur wahren Tugend des Mannes, zur Selbstständigkeit erzogen hast."

Es vergingen kaum acht Tage und Veldegg wurde durch ein Telegramm an das muthmaßliche Sterbelager seines Sohnes gerufen.

Robert war in der Reitbahn, als Arabella eines Morgens ihre Reitübungen machte. Das Pferd war noch nicht geschult und war unfolgsam. Als sie es zwingen wollte bäumte es sich und stieg dergestalt, daß es Gefahr lief sich rücklings zu überstürzen. Robert verlor den Kopf, sprang mit einem Satz herbei und wollte das Pferd am Zügel ergreifen und auf die Vorderfüße herabreißen. In demselben Augenblick war Arabella Meister des Thiers geworden. Es sprengte weiter, wie sie es wollte; aber der Huf des einen Vorderfußes traf Robert's Brust und warf ihn zu Boden. Er wurde bewußtlos aus der Reitbahn getragen.

„Fast hätte er mich gehindert, die schlimme Bestie zur Raison zu bringen," sagte Arabella unwillig. „Solche Herren wissen gar nicht meine Kunst zu beurtheilen und zu schätzen . . . sie stören mich und stürzen sich kopflos in Gefahr. Hoffentlich kommt er mit dem Leben davon."

Vor der Hand allerdings; ob auf die Dauer? — Die Aerzte gaben Hoffnung, doch reichlich verklausulirt mit wenn und mit aber. Robert's Brust war schwer verletzt. Zweimal trat ein Blutsturz ein und man sah seinem Ende entgegen. Dann erholte er sich etwas.

Veldegg und Emerenz bewachten mit tödtlicher Angst jeden seiner Athemzüge. Die geringste Bewegung konnte einen neuen Ausbruch herbeiführen. Ohnmächtige Abspannung und rasendes Fieber wechselten ab. Tobte das Fieber, so wünschte Robert zuweilen Arabella zu sehen; trat aber die Ermattung ein, so ließ die Schwäche keinen Wunsch aufkommen.

So vergingen Wochen. Veldegg benützte sie, um mit dem Vormund der schönen Arabella in Verhandlung zu treten, die für beide Theile in befriedigender Weise zum Abschluß kam. Veldegg erhielt das Schriftstück, durch welches Robert sich Arabellen so zu sagen verschrieben hatte, und der Vormund erhielt eine beträchtliche Geldsumme als Reukauf. Dann zog die Gesellschaft ab. Als Robert sich so weit erholt hatte, um fortgebracht zu werden, verlangte er dringend von Arabella Abschied zu nehmen. Man sagte ihm sie sei fort, werde aber mit der Gesellschaft den Winter in der Residenz sich aufhalten, und sobald er auf dem Wege der Genesung sei, werde er sie dort sehen. Mit dieser Aussicht gab er sich zufrieden, und die Uebersiedelung in das väterliche Haus war ihm willkommen und ging glücklich vorüber. Veldegg und Emerenz schöpften wieder so viel Hoffnung als nothwendig ist, um durch die langwierige Pflege eines geliebten Kranken nicht zu Boden gedrückt zu werden.

Der Winter kam; die Genesung kam nicht. Robert's

Zuſtand ging über in ein ſchleichendes Fieber. Es war jammervoll ihn zu ſehen, jammervoll ihn zu hören. Zuweilen klagte er bitter über ſeinen Tod, und wenn er von ſeinem Leben ſprach, war es immer nur in Verbindung mit Arabella. Er war es zufrieden, daß die Kunſtreiter zu denen ſie gehörte, nicht nach der Reſidenz kamen. Wehmüthig ſagte er:

„Ich dürfte ſie vielleicht nicht ſehen, und wenn ich es dürfte, ſo möchte ich es kaum . . . denn die lange Krankheit hat mich ſehr entſtellt . . . nicht wahr, Emerenz? — und das würde ſie erſchrecken.“

Mit namenloſem Gram im Herzen, ſaß Emerenz an dieſem Krankenbett, das keine andere Ausſicht zuließ als auf ein Grab. Hellmuth todt! . . . Robert dem Tode verfallen! . . . und der beklagenswerthe Andreas — ein Krüppel! Hellmuth's Kugel hatte ſeine rechte Schulter zerſchmettert und den Arm unbrauchbar gemacht. Die Aerzte wollten ihn abnehmen; ſie behaupteten er afficire die Lunge; Andreas wollte es nicht. Seine Geſundheit war furchtbar erſchüttert; — mehr durch Leiden der Seele als des Körpers. An ſeiner Hand klebte Blut. Nicht abſichtlich war es vergoſſen, aber dennoch in frevelhafter Weiſe durch ihn. Denn er, der das Duell für einen Frevel hielt, der es verabſcheute, der das Verbot der Kirche kannte — er war gegen ſein beſſeres Wiſſen und gegen ſeine Ueberzeugung auf dies Duell eingegangen. Was hätte er thun ſollen,

um es zu vermeiden? er wußte es nicht. Doch das ſtand feſt in ihm: er hätte es vermeiden müſſen. Jetzt war er geſtraft und wie furchtbar! Hellmuth war todt . . . und wie war er in die Ewigkeit gegangen? Mit einem Herzen überfüllt von den wildeſten Leidenſchaften, von Haß, von Eiferſucht, von Rachgier — ohne einen einzigen Augenblick, in welchem er zur Beſinnung, zur Reue hätte kommen können. Ging dieſe Seele auf ewig zu Grunde — wer trug die Schuld? — Er! — Und der andern Seele, die er mehr liebte als ſein Leben, ihr drückte er den raſtlos nagenden Gram in's Herz, den Gatten auf dieſe zweifach ſchreckliche Weiſe zu verlieren. Gott iſt gerecht! ſprach er wieder und immer wieder in ſeinen heißen Schmerzen zu ſich ſelbſt: ich liebe ſie! — Er litt furchtbar auf ſeinem Folterbett. In der vollen Kraft des Mannesalters war er für immer verkrüppelt, der rechte Arm, der thätige Arm, für immer außer Thätigkeit geſetzt — ſeine Geſundheit geſchwächt — ſeine Mutter in Jammer — alle Welt voll Entſetzen — und nie an ein Wiederſehen mit Emerenz zu denken. Bei einem Unglück auf der Jagd hätte nichts dem Wiederſehen entgegen geſtanden; doch bei dieſer Sachlage war es unmöglich; denn ſie war die unſchuldige Urſache des Duells und er liebte ſie! Hellmuth's Schatten ſtand für immer zwiſchen ihnen.

Dieſer Doppelunfall bei Taubenſchießen täuſchte

Niemand gründlich, doch bis man auf den Grund kam, machte sowohl Harald Sternfels wie Rittmeister Hohenfelt eine Reise; Andreas war ohnehin außer Landes — und bald verschlang die Spannung, welche der französisch-preußische Krieg herbeiführte, die Theilnahme für Ereignisse in einer Familie; und das Meer von Blut und Thränen, in welchem Tausende und Tausende und abermals Tausende schwammen, überflutete das Blut und die Thränen der Tengenberg.

Andreas hatte seiner Mutter die Wahrheit gesagt, hatte ihr auch anvertraut, daß er sich vor vier Jahren vergeblich um Emerenz beworben habe. Daß seine Liebe fortdauere verschwieg er, denn das gehörte nicht zur Aufklärung. Und es war gut, daß er schwieg; denn schon jetzt warf die arme Gräfin in ihrem bittern Schmerz einen Groll auf Emerenz. Warum hatte Emerenz Hellmuth vorgezogen? warum hatte Emerenz nicht Hellmuth überzeugt, daß er keinen Grund habe auf Andreas eifersüchtig zu sein? warum übte Emerenz einen Zauber aus, der nicht blos ihren Mann berührte? Wäre Emerenz eine fromme Frau, so würde Alles ganz anders gegangen sein. Andreas versetzte sanft:

„Vielleicht! . . . aber vergiß nicht beste Mutter, daß sie trotz dieses Mangels und von großen Gefahren umgeben, sich vortrefflich benommen hat; denn sie hat einen reinen Willen und einem solchen kommt die göttliche Gnade zu Hülfe."

Emerenz schrieb einmal an Gräfin Tengenberg, daß sie sich entschlossen habe ihren Wohnsitz bei ihrem Vater zu nehmen. Sie dankte der Tante für alle Liebe und Güte, bat um ihr ferneres Wohlwollen und fragte nach dem Ergehen des Grafen Andreas.

Gräfin Tengenberg antwortete kurz und kühl und Emerenz schrieb nicht wieder. Durch Harald erfuhr sie später, daß Andreas den Winter in Corfu zubringen wolle und daß seine Gesundheit sehr angegriffen sei. Sie versank in tiefe Schwermuth. Sie lebte zwischen Bildern des Todes und des Schmerzes. Nagender Gram über das Schicksal seiner beiden Sonnenkinder — wie er so gern Emerenz und Robert nannte — zehrte an Veldegg; das Leben der Tochter geknickt, das Leben des Sohnes verloren und nirgends ein lindernder Trost. Stunden lang saß er an Robert's Lager und starrte vor sich hin, gedankenlos weil hoffnungslos. Ihm gegenüber saß Emerenz so abgehärmt, so bleich, daß sie einer verwelkten Rose glich; — und trostloser als Veldegg, denn ihr energischer Charakter kam zur Geltung; sie wollte sich wehren gegen die Wucht der Schwermuth und wußte nicht wie. Aber sie war dennoch glücklicher: in ihm war der Glaube erloschen; in ihr glimmte er als ein Funken; er war keine Sonne, die das Leben durchleuchtet, nur ein kleiner blasser Stern im ungeheuren Firmament; aber er war da — und weil Emerenz gar kein anderes Licht sah, blickte sie auf seinen

linden Schimmer und dann stiegen Gedanken an Gott, an den Zweck des Leidens, an ein ewiges Leben in ihr auf, wie Fragen oder wie Klagen. Aber sie dachte doch an Gott! Und sie dachte weiter: Warum ist in unserm Hause so viel Leid? ist es ein Zufall oder eine Schickung? ein Zufall? das stimmt nicht mit meinem Glauben an eine göttliche Vorsehung überein. Also eine Schickung, eine Fügung dieser Vorsehung, die göttlich ist, weil sie Gott ist. Folglich muß das Leiden einen Zweck haben. Der Schöpfer, der Erhalter des Weltalls kann nicht die Absicht haben, seine Geschöpfe zwecklos zu quälen. Er hat eben göttliche Absichten, die, wie unser irdisches Dasein, auf ein ewiges Leben sich beziehen. So hat denn das Leiden — sei es Strafe, sei es Prüfung — einen himmlischen Zweck, und wir sind im Stande demselben zu entsprechen, wenn wir über die schwarze Wolke des Leidens hinweg auf die Hand Gottes schauen, der sie lenkt.

Das stimmte ihre Seele bereitwillig in ihren Schmerzen; freilich ganz langsam und mit Unterbrechung durch Gleichgültigkeit, Zweifel, Trübsinn, Entmuthigung. Besonders entmuthigt fühlte sie sich durch ihren Vater, der nie auf diese Gedanken einging. Er war so klug, so gut, so gebildet: er könnte sich doch ein wenig mit ähnlichen Gedanken beschäftigen. Doch wenn sie diesen Ton anschlug, erwiederte er abbrechend mit einer gewissen Trockenheit:

„Ich denke anders."

Sie wußte es ja: ihr Vater glaubte nicht an die christliche Religion und deren göttliche Offenbarung; vielleicht aus Gründen, die mit dem anonymen Brief zusammenhingen. Was Andreas einmal über den Widerwillen geäußert hatte, den so Manche gegen die Beicht haben, tauchte dann auch in ihrem Gedächtniß auf. Und sie schloß unwillkürlich die Augen, als wolle sie sich blind machen für die ganze Welt und allein sein mit sich selbst. Ich glaube, sprach sie für sich, also muß ich leiden wie ich glaube. Und das Leiden im Glauben führte sie allmälig dahin, das Geheimniß des Kreuzes, das erlösende, zu verstehen: Buße und Opfer. Sie ging den ganzen Kreis Derjenigen durch, die ihr am nächsten standen: Vater, Mutter, Hellmuth, Robert, Graziane, Ignaz — war von ihnen Allen — Einer, ach nur ein Einziger aus ganzem Herzen zu Gott hingewendet? Von ihrer Mutter wußte sie es nicht; bei den Uebrigen hieß es Nein! Nein! und immer Nein. Dafür war denn auch die Antwort auf die Frage: Ist bei dieser Abkehr einer ganzen Familie von Gott, Segen, Friede, Glück zu erwarten? — abermals Nein. Leiden kommen in jedem Leben vor — allein unglücklich wird man nur durch Trostlosigkeit im Leiden; und das Kreuz fehlt keiner Seele — allein das Kreuz heiligt nicht, sondern die Art wie es angenommen, wie es getragen wird. Nur im Glauben wird das gelernt, nur geübt im Geist der Buße und des Opfers. — —

„Wo bist Du gewesen, Emerenz? Deine Hände sind eiskalt," sagte Robert, als sie sich eines Morgens an sein Bett setzte und seine fieberheiße Hand drückte.

„In der Messe, lieber Robert."

„Was hast Du da gemacht?"

„Ich habe gebetet."

„Was hast Du gebetet?"

„Den Willen Gottes zu erkennen und zu lieben."

„Glaubst Du an Gott? . . . ich meine an den überweltlichen, dreieinigen Gott mit wundervollen Eigenschaften, den die christliche Offenbarung lehrt?"

„Ja, lieber Robert."

„Beglückt Dich dieser Gaube?"

„Er lehrt mich was ich zu thun habe, um Gott zu gefallen, und das ist die Hauptsache im Leben."

„Daran habe ich nie gedacht und jetzt ist es zu spät für solche Gedanken . . . . ich muß sterben . . . ich fühle es . . . die Schwäche nimmt täglich zu."

„Sollte Dein Leben so kurz gemessen sein, lieber Robert, so wären dergleichen Gedanken gar sehr am Platz. Opfere Dich dem Willen Gottes auf, und Du bist sicher ihm zu gefallen."

„Wie fängt man es an, um an Gott zu glauben, Emerenz."

„Man macht es, wie es im Evangelium heißt und bittet: „Herr, hilf meinem Unglauben."

„Der Glaube ist eine Ueberzeugung, Emerenz."

„Keine Ueberzeugung, wie ihn die Wiſſenſchaft über irdiſche Dinge gibt, lieber Robert, ſondern eine von der göttlichen Gnade eingegebene Ueberzeugung, daß es unſere Pflicht iſt und unſer Heil begründet, unſern Verſtand und unſern Willen einer von Gott geſetzten Autorität zu unterwerfen. Eine ſolche Unterwerfung, und eine ſolche Ueberzeugung ſind übernatürlich und die Folgerungen und Schlüſſe der Wiſſenſchaft gehören dieſer Ordnung des geiſtigen Lebens nicht an."

„Genug, Emerenz! . . . ich bin matt und müde . . . kann nicht ſo weit, ſo hoch denken."

Wer kann die Geheimniſſe ergründen, die in einer Seele vor ſich gehen, für welche auf dem Krankenlager jede Hoffnung auf Geneſung ſchwindet. Zuweilen wollte ſich Robert noch an irgend einen Strohhalm klammern, inſtinctmäßig; doch je näher der Frühling kam, deſto mehr nahmen ſeine Kräfte ab. Emerenz hatte nicht gewagt, das ernſte Thema wieder zu berühren; da hob Robert auf einmal an:

„Weißt Du, Emerenz, daß ich ſeit meiner erſten Communion nie wieder die Sacramente empfangen habe?"

„Dann wird es recht nothwendig ſein, daß Du ſie jetzt recht bald empfängſt, nicht wahr, das iſt Deine Meinung?" verſetzte Emerenz in der Stille frohlockend.

„Ja . . . ſo bald wie möglich . . . . die Zeit drängt."

Er ſammelte ſeine letzten Kräfte und ſeine volle

Besinnung für diese erhabenen und feierlichen Augenblicke, und am Abend dieses gnadenvollen Tages entschlief er, aufgerieben von der Krankheit, still und friedlich wie ein müdes Kind. Der Name des armen Geschöpfes, das mittelbar Schuld an seinem Tode war, kam schon längst nicht mehr über seine Lippen.

Als er in Deggenrain beigesetzt war, er, der letzte jugendliche männliche Sprößling des Hauses, verfiel Veldegg in eine schwere Krankheit.

## Zweites Kapitel.

Ein Lichtblick in dieser trüben Zeit war Grazianens Heimkehr. Sie hatte mit Ignaz ein ganzes Jahr auf Reisen zugebracht, den Sommer in Tyrol und in der Schweiz, dann sechs Monate in Nizza, wo ein Sohn auf die Welt gekommen war. Eugenia war im Lauf des Winters zur Pflege ihrer Schwiegertochter nach Nizza gereist und nach acht Wochen sehr zufrieden wieder in der Residenz eingetroffen. Das Glück des jungen Ehepaars ließ nichts zu wünschen übrig. Waren schon diese Nachrichten tröstlich gewesen, um wie viel mehr Grazianens Ankunft in Grafenthurm, strahlend von Glück, selig in ihrer Mutterfreude.

„Wenigstens ein glückliches Kind ... eines von drei! ... ich verdanke es Ihnen und Ihrem Sohn," seufzte Veldegg und drückte Eugenia's Hand.

Ignaz war zu seinem Vortheil verändert, war minder gleichgültig, minder blasirt. Das Bewußtsein, als Gatte und Vater ernste Pflichten zu haben, schien seine moralische Kraft anzuregen und zu heben. Sogar der

Aufenthalt in Grafenthurm war ihm nicht zuwider; die Forsten und die Art sie zu bewirthschaften interessirten ihn, und oftmals sagte er, er könne sich gar nicht genug wundern über den ungeheuren Einfluß, den das häusliche Glück auf seine Weltanschauung übe.

„Mein Ideal ist erreicht!“ sagte Graziane mit frohem Stolz in vertraulichem Gespräch zu Emerenz; „die Liebe hat Ignaz zu einem neuen Menschen gemacht. Höheres gibt es nicht.“

„Als daß er es bis zum Ende bleibe,“ setzte Emerenz hinzu.

„O, wer einmal auf gutem Wege ist, der bleibt darauf, denn er fühlt sich zufriedener als früher,“ entgegnete Graziane sorglos in der Unkenntniß des Menschenherzens, die ihre achtzehn Jahre mit sich brachten.

„Bitte Gott, daß es so bleibe,“ sagte Emerenz.

„O ja! das thue ich alle Tage!“ rief Graziane.

Emerenz bemerkte bald, daß sich auf diese Bitte so ziemlich Grazianens religiöses Bedürfniß und dessen Aeußerung beschränke. Und wie wäre das anders möglich, seufzte Emerenz, neben diesem Gatten, den sie anbetet, neben dieser Schwiegermutter, die sie verehrt, von Beiden auf Händen getragen, in jeder Richtung ihres Wesens befriedigt und ohne religiöse Grundlage.

Sie selbst fand das Leben, wie es sich für sie gestaltet und im Lauf dieses Jahres festgestellt hatte, schwer — ja ganz außerordentlich schwer. Nachdem die

erste erdrückende Wucht des Schlages, der ihr Leben aus seiner Bahn schleuderte, vorüber war; — nachdem sie aus der Betäubung zu sich kam, die auf eine so unerwartete, so verwüstende Catastrophe folgen mußte; nachdem sie aus einem so gewiß mechanischen Daseinszustand wieder in ein bewußtes Leben überging: suchte sie sich zu sammeln, zu orientiren, und der große, gewaltige, ach so sehr verkannte Bote Gottes, der Schmerz — war ihr dazu ungemein behülflich, indem er ihren Blick von der Außenwelt ab und nach Innen lenkte und sie auf die unglaubliche Nichtigkeit des irdischen Glücks aufmerksam machte. Denn während der drei Jahre ihrer Ehe hatte sie für glücklich gegolten, hatte sie sich zeitweise glücklich gefühlt. Sie war ja die schöne, die liebenswürdige, die gefeierte Emerenz, ihr Mann vergötterte sie und hatte manche gute Eigenschaft, ihre Freunde liebten und schätzten sie, ihre äußere Lage war angenehm: das Alles zusammen nannte man Glück. Aber wie viel Bitterkeit, wie manche Enttäuschung, wie viel Thränen, welche Entmuthigungen und welche Trostlosigkeiten verschleierte jener rosige Flor, den die Welt Glück nennt. Ein solches Glück zu erstreben war der tausend Mühen nicht werth. Frieden wollte sie und Ruhe im Leben des Glaubens, das ihr wie ein paradiesisches Eiland im Ozean der Welt erschien.

Ihre Wittwentrauer und Robert's lange Krankheit versetzten sie in eine Abgeschiedenheit, die ihr willkommen

und ihrer innern Sammlung günstig war. Seine Pflege nahm aber auch ihre Sorgfalt, ihre Aufmerksamkeit sehr in Anspruch. Ihn unterhalten, ihn erheitern, günstig auf ihn einwirken, die tausend Wünsche eines Kranken — so weit es möglich war — erfüllen: das war ihre Aufgabe. Nach seinem Tode trat die Krankheit ihres Vaters ein und hielt sie beständig in physischer oder moralischer Spannung. Mit seiner Genesung und mit Grazianens Heimkehr hörte ihre Thätigkeit auf. Sie hatte gar nichts zu thun. Ueberdies war es ihr ein großer Schmerz, daß sich ihr Vater, obschon schwer krank, keineswegs einer religiösen Einwirkung geneigt bewiesen hatte. Er war bei seiner Gewohnheit geblieben, Alles unbeantwortet zu lassen, was in diese Richtung einschlug und doppelt tief empfand Emerenz diesen Schmerz, weil sie nur allzu deutlich wahrnahm, daß Eugenia's Einfluß den ihren vernichtete. In ihrem Jugendmuth gehoben durch Robert's christliches Ableben, hatte sie schon gehofft, ihren Vater für das Christenthum gewonnen von dem Krankenbett erstehen zu sehen. Es geschah das Gegentheil. Veldegg liebte Emerenz auf's Zärtlichste; doch maßgebend für seine Ansichten war sie nicht. Das war Eugenia, die mit ihm übereinstimmte. Durch langjährige Freundschaft, welche auf ein zärtlicheres Verhältniß folgte, war Eugenia und die Harmonie mit ihr, zur Gewohnheit, also zum Bedürfniß seines Lebens geworden, namentlich in den letzten Jahren.

Sie war immer da, voll Theilnahme, voll Freundlichkeit, immer bereit ihn gerade so zu unterhalten, wie er gerade gestimmt war. Ja, ihre intime Freundin Gräfin Melanie behauptete, sollte je die arme Hildegund aus dem Leben scheiden, so würde Eugenia unfehlbar Baronin Veldegg. Jetzt sagte Eugenia:

„Es ist mir ein großer Trost, daß die liebe Emerenz in der Religion einen Balsam für ihr wundes Herz sucht. Wesen, die so jung, so lebhaft und so unglücklich sind, bedürfen schwärmerische Gefühle, um die Leere des Herzens auszufüllen, bis die Zeit die Wunde heilt und die Wirklichkeit in ihr Recht tritt und einen neuen Heerd erbaut. Ich hoffe, sie bleibt nicht lange Wittwe und wird sich diese schwärmerische Erregung beruhigen."

„Das ist auch meine Ansicht," entgegnete Veldegg, „nur mit dem Unterschied, daß ich glaube, Emerenz wird nicht leicht zur Wahl eines zweiten Gatten sich entschließen."

„Das kann sein! doch scheint mir, daß sie mit ihrem Charakter und ihrer Natur nicht für den Wittwenstand bestimmt ist."

Aus den verschiedenen und gewaltsamen Erschütterungen ging das Leben allmälig wieder in sein altes Geleise zurück, so wie der Fluß ruhig zwischen seinen Ufern dahin fließt, der jüngst durch ein Unwetter ge-

schwellt in einen reißenden Strom verwandelt war, der zerstörend diese Ufer überflutete.

Oede lag das Leben in seiner stillen Einförmigkeit vor Emerenz. Was sollte sie beginnen mit diesen langen, langen Tagen, die gleichmäßig und eintönig wie ein Uhrwerk verliefen! Deggenrain war nicht mehr das Deggenrain der früheren Zeiten, wo drei Kinder fröhlich spielten, wo sie hineinwuchsen in's reiche Leben der Jugend. Was war aus den drei Kindern geworden? — Der herrliche Knabe lag in der Todtengruft und die eine Tochter lebte im Hause des Gatten. Die andere Tochter war wieder in Deggenrain; aber als Wittwe, einsam, bei dem einsamen Vater; unthätig, ohne Beschäftigung, ohne Wirkungskreis, doch mit Gaben und Kräften ausgestattet, die dem größten Wirkungskreis des Weibes entsprochen hätten. Wohin damit? zum Opfer! sie sah keinen andern Weg. Sie hatte ihn nicht gewünscht, nicht gewählt und schwerlich hätte sie ihn je betreten, wenn die Ereignisse des äußern Lebens sie nicht dahin geführt — und wenn die Umwandelung in ihrem Innern sie nicht dort gefesselt hätte. Der Gedanke verließ sie nicht mehr, dies Alles sei göttliche Fügung und habe den Zweck, das Leben des Glaubens in Seelen zu erwecken, die demselben entfremdet wären. Und bei der Vorstellung, daß dies an ihrem Vater geschehen könne, fühlte sie sich zu reich belohnt, um nicht zu jedem Opfer bereit zu sein. Allein sie

wußte sehr genau, wer ihr bei ihrem Vater hauptsächlich im Wege war — Eugenia. Welche Schlangenklugheit und welche Taubensanftmuth mußten das Ruder führen, um diese Klippe zu umschiffen, und unter den Gaben die Emerenz besaß, befand sich weder vorsichtige Klugheit noch Sanftmuth.

Der Pfarrer von Deggenrain kannte die Personen und die Verhältnisse genau und war die Vorsicht selbst; zu ihm nahm sie ihre Zuflucht. Doch nicht selten verließ sie ihn verstimmt, weil er ihr immer wiederholte, man müsse auf den Wegen des innern Lebens erst gehen lernen, bevor man laufen könne — während Emerenz am liebsten geflogen wäre. Wenn sie das sagte, gab er freundlich zur Antwort:

„Ja, liebe Frau Gräfin, im Walzer oder im Schlittschuhlauf kann man allerdings so etwas wie dahinfliegen. Wir aber müssen Gott danken für unsern Schneckengang, damit nicht etwa ein Krebsgang darauf folge."

Das gefiel ihr wenig. Sie meinte es müsse anders sein. Gleichwohl kam sie immer wieder zu ihm.

Vor seinem Hause lag ein Blumengärtchen, das von der Straße durch ein Gitter getrennt war. Er saß am Schreibtisch und studirte seine Predigt. Da wurde er Emerenz gewahr, die noch jenseits des Gitters ihn erblickte und grüßte, rasch durch den Garten ging und mit den Worten bei ihm eintrat:

„Wie furchtbar schwer ist das Leben."

„Ja, liebe Frau Gräfin, das ist eine alte Wahrheit. Wer anders spricht beweist, daß er das Leben des Christen nicht kennt, denn dieses verläuft sich auf der via crucis."

„Dagegen sträubt sich meine ganze Natur, Herr Pfarrer."

„Nicht blos die Ihre, sondern überhaupt die menschliche Natur. Wäre das nicht der Fall, so würde die Welt von guten Christen wimmeln, die jetzt, wie die Sachen nun einmal stehen, ziemlich sparsam gesäet sind."

„Sie sind zu beneiden, daß Sie auf Ihrer via crucis so zufrieden wandeln, als gingen Sie auf Rosen."

„Es werden sich doch wahrscheinlich einige Dörnlein fühlbar machen, liebe Frau Gräfin. Diese Erbstücke fehlen Keinem von uns."

„Ach, Herr Pfarrer, Sie predigen, Sie taufen die Kinder, Sie copuliren und begraben die Erwachsenen .... was sind das für friedliche Beschäftigungen! woher sollten Dornen kommen? Sie haben nicht die Angst und Sorge daß Seelen, die Ihnen so nahe sind wie Ihr eigenes Herz, zu Grunde gehen."

„Erstens, liebe Frau Gräfin, antworte ich, daß die Dornen — und zwar die schärfsten — von Innen heraus wachsen. Zweitens ist ein Seelenhirt, dem eine Gemeinde anvertraut ist, nie ohne Angst und Sorge um gar manche seiner Schäflein ..... und in einem speziellen Fall ist unsere Sorge eine gemeinsame."

„Die Tochter fühlt anders wie Sie, hochwürdiger Herr. Sie können nur indirect wirken; ich möchte meinem Vater als guter Engel immer zur Seite stehen.“

„Bestreben Sie sich sehr tugendhaft, sehr vollkommen zu werden, liebe Frau Gräfin. Das ist ganz nothwendig, um ein guter Engel zu sein.“

„Und eben das ist so schwer, daß wir wieder auf der via crucis stehen.“

„Ja, liebe Frau Gräfin, das ist nicht zu ändern! Wir haben nur die Wahl zwischen ihr und zwischen dem andern Weg, dem breiten, der in den Abgrund führt.“

Oftmals dachte Emerenz mit tiefer Wehmuth an Andreas und daß er sie geliebt habe, daß sie sein Unglück herbeiführte — und wie ganz anders ihr Leben sich gestaltet hätte, wenn sie gewußt, daß er höher zu schätzen sei als Hellmuth. Freilich war das Gefühl, das sie für Hellmuth empfand und Liebe nannte, ganz verschieden von dem ernsten, tiefen, vertrauensvollen Gefühl für Andreas; aber mochte dies eine Liebe sein oder Dankbarkeit oder Verehrung — eine Annäherung zwischen ihr und Andreas war nicht möglich, widerstrebte dem Zartgefühl. O, einen Freund wie ihn zu haben — welch Glück! welcher Trost! seufzte sie; allein es darf nicht sein! ... ich darf nicht die Hand als die eines Freundes drücken, die Hellmuth's Blut vergoß .... obschon ich weiß, daß er mein bester Freund ist ....

denn er dachte an das, woran Niemand gedacht hat: an meine Seele. Leiden in jeder Richtung, entsagen in jeder Beziehung: das ist mein Loos. Ich will es annehmen .... aus der Hand Gottes.

Zuweilen bäumte sich die ganze Kraft ihrer Jugend und ihres Herzens dagegen auf und sie dachte: Warum soll ich nicht leben wie die Welt lebt und das Erlaubte genießen? — Doch immer antwortete eine Stimme in ihr: Du nicht! Du bist zu anderen Dingen berufen! Selbstverleugnung führt zum Ziel.

In Grafenthurm herrschte ein sehr munteres und bewegtes Leben. Eugenia sonnte sich in dem Glück, eine so liebenswürdige Schwiegertochter zu haben und Ignaz als vortrefflichen Gatten zu sehen. In der Welt hatte man das Letztere so sehr bezweifelt, daß es ihrem Stolz keine geringe Genugthuung war, die Ehe ihres Sohnes als eine musterhafte preisen zu können. Ihre Freunde, ihre Verwandten erhielten die dringendsten Einladungen, und wer sie annahm, befand sich sehr behaglich in Grafenthurm.

Emerenz nahm an diesem Leben Theil so weit es nöthig war, um nicht für gleichgültig zu gelten und um nicht ihren Vater und Graziane durch gänzliche Zurückgezogenheit zu betrüben; aber fröhlich konnte sie nicht sein.

Graziane zeigte ihr einmal verschiedene elegante Anzüge, mit denen Eugenia sie beschenkt hatte, und fragte dann zärtlich:

„Das Trauerjahr iſt längſt vorüber ... willſt Du denn nicht endlich dieſe Halbtrauerkleidung ablegen, die Du doch nicht immer tragen wirſt ... nicht wahr?“

„Das weiß ich nicht, Graziane ... vor der Hand iſt ſie mir lieb.“

„Ja ... das begreife ich ... nur nicht für immer ... Du biſt ſo jung.“

„Es zählen im Leben nicht blos die Jahre, ſondern auch die Erlebniſſe, die Erfahrungen — und wer ſo Erſchütterndes erlebt und erfahren hat, wie ich, der iſt vielleicht älter bei vierundzwanzig Jahren, als ein Anderer bei fünfzig. Ich gehöre nicht mehr der fröhlichen unbefangenen Jugend an, Graziane, darüber können wir uns nicht täuſchen. Ich weiß, welche vergängliche, unvollkommene Sache das iſt, was wir als Glück betrachten.“

„Vergänglich? ... unvollkommen? ... das Glück? ... Doch nicht etwa das meine, Emerenz?“

„Auch das Deine liegt in der Hand Gottes und ſeine Fügungen ſind uns verborgen, liebe Graziane.“

„Ach, ich ſehe nicht ein, weshalb ich aufhören ſollte glücklich zu ſein ... es ſei denn, daß Ignaz ſterben würde.“

„Und er iſt ſo wenig unſterblich, wie Hellmuth es war.“

Ignaz dachte aber durchaus nicht an den Tod, sondern an ganz andere Dinge, und im Spätjahr, als man schon anfing in Deggenrain und Grafenthurm die Uebersiedelung in die Residenz zu besprechen, erklärte er zu allgemeiner Ueberraschung, er müsse durchaus Paris in dem Zustand sehen, wie ihn die Communisten im Frühling herbeigeführt hätten — und er werde jetzt einen kleinen Ausflug von etwa einer Woche unternehmen.

„Aber ohne Graziane!“ sagte Eugenia eifrig; „der Schutthaufen ist wenig interessant und die rasche Reise ermüdend.“

„O gar nicht!“ rief Graziane, „und es würde mir viel Vergnügen machen, gerade in der Zerstörung Paris zu sehen.“

Ignaz schwieg und der Punkt blieb unerledigt.

Als Emerenz mit ihrem Vater allein war, sagte sie:

„Lieber Papa, ich bitte Dich inständigst, sorge dafür, daß Graziane Ignaz begleite. Sie ist sein sichtbarer Schutzengel und es ist unberechenbar, was aus ihm wird, wenn sie nicht in Paris wie überall ihm zur Seite ist. Ich habe durch den armen Hellmuth erfahren, daß es vor seiner Verheirathung recht schlimm mit Ignaz gestanden hat, und es ist gewiß kein gutes Zeichen, daß er ein solches Verlangen nach Paris hat.“

„Es iſt nicht weiſe, ihm ſeine Frau aufzudrängen, beſtes Kind . . . und Eugenia hält die Reiſe für Graziane nicht zweckmäßig.“

„Vielleicht iſt Eugenia nicht ſo im Klaren über ihren Sohn wie Du, liebſter Papa, und was Graziane betrifft, ſo iſt ihre Geſundheit viel zu kräftig, um durch dieſe Reiſe zu leiden. Bitte, denke Dir die Art und Weiſe aus, wie Du ſie möglich machen willſt.“

Am andern Tage kam Ignaz mit Eugenia und Graziane zum Gabelfrühſtück nach Deggenrain.

„Nun, meine Kinder, wie ſteht's mit der Pariſer Reiſe?“ fragte Veldegg.

„Ignaz ſagt, der Aufenthalt in Paris ſei ſehr koſtſpielig,“ verſetzte Graziane, „werde mehr als verdoppelt, wenn ich mitginge . . . und wir würden dieſen Winter in der Reſidenz ſehr viel Geld nöthig haben . . . alſo bleibe ich zurück.“

„Ich habe mir ſchon ſo etwas gedacht,“ ſagte Veldegg lächelnd, „und in meinem Zimmer liegt ein kleines Portefeuille bereit, welches dieſen Grund beſeitigt.“

„Lieber Papa, wie gut biſt Du! wie danke ich Dir! . . . Paris in der Zerſtörung zu ſehen — o, wie merkwürdig iſt das!“

Sie küßte zärtlich Veldegg's Hand; Ignaz lächelte verbindlich dankbar und Eugenia ſagte verſtimmt:

„Paris zerſtört, weil ein Paar Gebäude es ſind —

welcher Einfall. Du wirst sehr enttäuscht werden, Graziane."

„Was diesen Punkt betrifft, Mama, bin ich mit der Enttäuschung ganz zufrieden," erwiederte Graziane sehr vergnügt, und in 24 Stunden war sie auf dem Wege nach Paris.

## Drittes Kapitel.

Der November und Dezember waren verstrichen und Veldegg fühlte sich wohl und zufrieden in der Häuslichkeit, die Emerenz ihm in der Residenz so angenehm wie möglich zu machen suchte. Sie ging nur gerade so viel in die Welt, als die letzte Grenze der Höflichkeit es erheischte, und sie verstand es, solche Persönlichkeiten anzuziehen, die ihrem Vater gefielen und ihm in seinem Hause einen geselligen Kreis bildeten, der ihm zusagte. Sie that, was möglich war und was keineswegs immer ihrer ernsteren Richtung entsprach, um ihn an sein Haus zu fesseln, und da der Mittelpunkt dieses Hauses eine schöne, liebenswürdige junge Frau war, Veldegg überdies vortreffliche Diners gab, so wurde es bald sehr belebt und besucht.

„Meine Emerenz," sagte er zuweilen mit innigster Zärtlichkeit, „es muß Dir ein kleiner Trost sein, daß Dein zerstörtes Leben noch reich genug ist, um Deines armen Vaters Freude und Beglückung zu sein."

Und das war es auch. Er ging seltener zu Eugenia,

und Emerenz meinte zu spüren, daß er sich den höheren Dingen in dem Maß geneigter zeige, als jener erkältende Einfluß sich minderte; vielleicht aber auch dadurch, daß Veldegg's Furcht verschwand, Emerenz wolle ihn bekehren, wie sie Robert auf dem Sterbebett bekehrt habe; so vorsichtig verhüllte sie diesen heißesten Wunsch ihres Herzens.

Jetzt schwebte man in größter Sorge um Graziane, denn nach einer langen Pause in der Correspondenz kam ein Telegramm, das nur die Worte enthielt: „Ich bin wohl."

„Sie sehen, wie verkehrt es war, lieber Veldegg, diese Reise Grazianens in's Werk zu setzen," sagte Eugenia; „ohne Zweifel ist sie krank gewesen."

„Dann hätte Ignaz schreiben müssen."

„Ein schreibender Ignaz wäre kein Ignaz."

„Nein!" rief Veldegg ungeduldig; „kein Ignaz, das ist richtig! sondern ein vernünftiger Mann. Und ich gehe nach Paris und schaue nach Graziane."

„Um's Himmelswillen nicht, bester Veldegg! ich will gehen, schonen Sie Ihre Gesundheit! Emerenz, wirst Du das dulden!" rief Eugenia.

Aber Emerenz mischte sich nicht in den Streit, und er wurde an diesem Abend um so weniger entschieden, als eine bittere Kälte eintrat.

Die frostige Sonne eines Januarmorgens stand kaum am Horizont, als ein Fiaker vor dem Vel-

degg'schen Hause hielt. Emerenz war in ihrem Toilettenzimmer, hüllte sich in einen Pelz und wollte in die Messe gehen, als flüchtige Schritte durch ihr Zimmer eilten.

„Wer ist denn das?" sagte sie erstaunt zu ihrer Kammerjungfer, und sowie diese die Thür öffnete, flog Graziane in die Arme der Schwester.

„Seid Ihr endlich da!" rief Emerenz beglückt; „seit wann?"

Graziane zog Emerenz aus dem Toilettenzimmer heraus und sagte mit erstickter Stimme:

„Ich komme direct aus Paris."

„Du allein?"

„Mit meiner Kammerjungfer."

„Ist Ignaz" . . . ihre Stimme versagte; doch Graziane setzte rasch hinzu:

„Todt für mich! . . . ein elender Mensch."

„Sprich nicht so schrecklich!" seufzte Emerenz erschüttert.

„Ein elender Mensch!" fuhr in fieberhafter Hast Graziane fort; „ich betrete nicht mehr sein Haus . . . ich bleibe bei Papa . . . ich lasse meinen Sohn holen" . . . —

„Das Alles ist unmöglich!" sagte Emerenz besonnen; „was auch in Paris vorgefallen sein mag — schweige, Graziane, schweige und fahre sogleich nach Deinem Hause."

„Nimmermehr! . . . ich kann nicht und ich will nicht mit ihm leben . . . er ist ein elender Mensch.“

„Er ist Dein Mann und der Vater Deines Sohnes.“

„Eben darum! . . . ich kann nicht mit einem Mann leben und kann nicht meinen Sohn von einem Vater erziehen lassen, den ich verachte . . . ich bleibe hier . . . Papa wird es erlauben.“

Veldegg hatte inzwischen die Ankunft seiner Tochter erfahren. Höchst überrascht und schwankend zwischen Freude und Besorgniß trat er ein und glaubte auf den Tod seines Schwiegersohnes gefaßt sein zu müssen, als ihm Graziane mit einem Strom von Thränen in die Arme sank und krampfhaft schluchzend kein Wort hervorbringen konnte. Stunden vergingen, bis man erfuhr was vorgefallen sei. Es war das, was sich erwarten ließ: Ignaz war zu seinem früheren Leben zurückgekehrt. Er hatte Graziane in Paris umherfahren lassen und war seine Wege gegangen, und als sie das sehr langweilig fand und es äußerte, versetzte er:

„Ich weiß nicht, ob die Gesellschaft meiner Jugendfreunde Dir angenehm sein wird.“

„Warum denn nicht? Es soll mich freuen sie kennen zu lernen.“

„Ihr Ton ist leichter, ihre Manieren sind ungezwungener, als Du es gewöhnt bist.“

„Vielleicht gefällt mir das,“ entgegnete sie sorglos.

Selbſtverſtändlich geſchah das Gegentheil, nachdem er ſie zu einer Dame geführt hatte, bei welcher ſtark geſpielt wurde. Sie fand den Ton über alle Maßen frivol und brutal.

„Ich warnte Dich," entgegnete er gleichgültig.

„Wie kannſt Du das ertragen!" rief ſie.

„Spielt man, ſo achtet man nicht darauf," ſagte er kalt.

Graziane langweilte ſich entſetzlich in dem intereſſanten Paris. In einem Zuſtand von Schlaftrunkenheit fuhr Ignaz mit ihr ſpazieren und in's Theater; übrigens war ſie ſich ſelbſt überlaſſen. Sie drängte zur Heimkehr. Ignaz ſagte:

„In einigen Tagen."

Dabei blieb es. Sie fühlte ſich ſo gedemüthigt, daß ſie aufhörte den Ihrigen zu ſchreiben. Einmal fiel es ihr ein, ſich nach dem Theater nicht zur Ruhe zu begeben, ſondern die Rückkehr ihres Mannes abzuwarten. Er kam um fünf Uhr in der Frühe. Als ſein Kammerdiener und ein Diener des Hotels ihn in das Vorzimmer mehr ſchleppten als führten, eilte Graziane ängſtlich auf ihn zu und rief:

„Ignaz, was fehlt Dir! . . . biſt Du krank!"

Mit gläſernen Augen, wie ein Blödſinniger, ſtarrte er ſie an, und unfähig zu gehen oder zu ſtehen, wurde er in ſein Zimmer geſchleppt. Graziane folgte hände-

ringend und sagte zum Diener, er solle einen Arzt rufen; doch der Kammerdiener sagte bittend:

„Nur das nicht, gnädige Frau . . . das nicht. Der Herr Baron kommt zu sich, wenn er ausgeschlafen hat."

„Woher wissen Sie das?" sagte Graziane erstaunt.

„Ich bin ja seit zwölf Jahren bei dem Herrn Baron."

„Er ist also nicht zum ersten Mal in diesem Zustand?"

„Zum ersten Mal . . . nein, gnädige Frau . . . nicht zum ersten Mal . . . es kommt zuweilen" . . . —

„Und ich weiß nichts davon!" rief sie außer sich; „es soll auf der Stelle ein Arzt kommen! Ich will wissen, was das ist . . . ein Krampf, ein Schlaganfall . . . geschwind zum Arzt geschickt!"

„Es ist nicht nöthig, gnädige Frau!" sagte der Kammerdiener verwirrt; „nach einem kleinen Rausch ist der Schlaf die beste Arznei."

Graziane hatte sich mit ängstlicher Theilnahme dem Sopha genähert, auf welchem Ignaz wie eine todte Masse ausgestreckt lag.

„Glauben Sie, daß dies ein kleiner Rausch ist, Bergmann?" sagte sie verwundert.

„Ich weiß es, gnädige Frau."

„Woher wissen Sie es?"

„Weil ich, wie ich schon sagte, seit zwölf Jahren bei dem Herrn Baron bin.“

„Soll das heißen“ . . . — sagte Graziane; aber verstummend prallte sie vom Sopha zurück, schlug beide Hände vor das Gesicht und sank in einen Sessel.

„Der Anfall geht wieder vorüber, gnädige Frau,“ sagte Bergmann tröstend; „es ist der erste, den der Herr Baron seit seiner Vermälung gehabt hat. Der letzte fand statt in der Zeit, da er verlobt war. Damals gingen wir auf acht Tage nach Grafenthurm und damit war es vorbei, denn in jenen acht Tagen kam der Herr Baron fast gar nicht zur Besinnung. Jetzt aber dauert es länger, weil er am Tage gar nicht trinkt . . . nur des Nachts. Es ist ein großes Unglück . . . aber es ist nun einmal so,“ setzte er mitleidig hinzu, denn Graziane saß da, leichenblaß, mit starrem Blick, ein Bild des Entsetzens. Dieser Mann, der von einem verthierenden Laster beherrscht war — war ihr Gatte! — Leichtsinn, Verschwendung, Spielsucht, Alles was man jugendliche Thorheit zu nennen pflegt und wovon sie einigermaßen einen Begriff hatte — Alles das war eben die Gefahr gewesen, aus welcher sie durch ihre Liebe Ignaz retten wollte. Aber auf den Trunk war sie nicht vorbereitet. Gegen diese bis zum gemeinsten Laster gesteigerte Leidenschaft nur in die Schranken treten zu wollen, schien ihr schon erniedrigend und dermaßen beschämend, sowohl für sie als für Ignaz,

daß sie am liebsten bis an's Ende der Welt geflohen wäre. Betäubt von der Wucht dieser furchtbaren Entdeckung, voll Widerwillen gegen den Gatten, welcher mehr sinnlos als schlafend einen abstoßenden Anblick gewährte, hülflos, rathlos, schutzlos, fand sie keinen andern Ausweg als die Flucht. Sie ließ schleunigst ihre Koffer packen, fuhr mit ihrer Kammerjungfer zur Ostbahn und war auf deutschem Boden, bevor Ignaz aus seinem Zustand, der mehr Betäubung als Schlaf war, zu sich kam. Zum Kammerdiener hatte sie nur gesagt, sie reise nach Hause. Er war ein braver Mann und treuer Diener, der sich sehr betrübte, seinen Herrn nach einer Unterbrechung von fast zwei Jahren in seine unselige Gewohnheit zurückfallen zu sehen, und zwar um so heftiger, als die Pause lang war. Als Ignaz wieder anfing zu trinken, hatte Bergmann auf den Knieen ihn beschworen, davon abzustehen, und da diese Bitten und Vorstellungen selbstverständlich ohne Erfolg blieben, hatte er sich bemüht, dessen eigentlichen Zustand vor Graziane zu verbergen. Jetzt war das Elend offenkundig geworden und gern hätte er sich umständlich gegen Graziane darüber ausgesprochen, wenn sie es gestattet hätte; doch sie wollte nichts hören und nichts wissen und eben so besinnungslos in ihrer Art, wie Ignaz in der seinen, entfloh sie in die Heimat und zum väterlichen Hause.

Ignaz war so stumpfsinnig, daß ihm diese Flucht

wenig Eindruck machte. Er war entweder im Rausch oder in der Bewußtloſigkeit — oder aber, wenn er aus der letzteren zu ſich kam — ſo erſchöpft und abgeſtumpft, körperlich und geiſtig ſo hinfällig, daß er nichts Anderes faßte, als den Drang zu befriedigen, der ihn zu einer neuen Berauſchung trieb. Bergmann kannte das zur Genüge. Auf die Periode der Berauſchung pflegte plötzlich, als ob er überſättigt ſei, eine Periode der Nüchternheit einzutreten, und Bergmann mochte hoffen, daß die Kunde von Grazianens Abreiſe eine heilſame Erſchütterung bewirken werde; aber Ignaz vermißte Graziane durchaus nicht, und Bergmann mußte ſich geſtehen, daß der Zuſtand ſeines Herrn noch nie ſo ſchlimm, ſo lange andauernd geweſen ſei. Ueberdies leerte ſich die Caſſe ſeines Herrn in bedenklicher Weiſe. Verlor Ignaz im Spiel ſein Geld — verſchenkte er es — kam es ihm in anderer Weiſe abhanden? — Bergmann ſetzte ſich ſorgenvoll hin und ſchrieb ausführlich an Eugenia.

Dieſe hatte längſt Alles durch die troſtloſe Graziane erfahren, und obgleich in ſtiller Verzweiflung über die Unverbeſſerlichkeit ihres unglücklichen Sohnes, ſuchte ſie doch Graziane zu ermuthigen und den ganzen Vorfall als etwas Vorübergehendes darzuſtellen. Sie knüpfte einen Vorwurf für Graziane daran und ſagte:

„Eine junge Frau muß zurückhaltend ſich benehmen und darf nicht dem Gatten auf Schritt und Tritt

folgen wollen. Junge Männer wollen sich zuweilen in Freiheit bewegen."

„Wie konnte ich das ahnen," sagte Graziane ganz vernichtet.

„Du nicht, liebes Kind, wohl aber Deine Schwester . . . und sie trieb Dich zur Reise an, während ich immer dagegen sprach."

Diese Aeußerungen verstimmten Graziane gegen Emerenz und sie sagte einmal ganz bitter:

„Mein Ideal von Glück und von Liebe ist dahin und das hast Du bewirkt, Emerenz. Ohne diese unselige Reise würde ich nichts erfahren haben und in meinen Illusionen glücklich sein."

„Es konnte Dir doch nicht beständig verborgen bleiben," erwiederte Emerenz; „und jetzt, im Anfang Deiner Ehe, ist es Dir vielleicht möglich, einen Einfluß auf Deinen Mann zu üben, welchen Du in späteren Jahren nicht hättest."

„Ich bitte Dich, schweige!" rief Graziane aufgeregt; „von meinem Einfluß ist fortan keine Rede. Mit einem so tief gesunkenen Menschen hört die Lebensgemeinschaft in dem Augenblick auf, da ich ihn in seiner wahren Gestalt erkannte. Ich bin zwar in sein Haus zurückgekehrt, um seiner Mutter diesen Trost zu gewähren und weil Papa darauf bestand, mich unter einem Erting'schen Dach zu wissen. Sollte es aber je dem unseligen Menschen einfallen herzukommen, so gehe ich

auf der Stelle nach Grafenthurm und nehme meinen Sohn mit mir.“

„Dein Sohn iſt ſein Sohn, und Ignaz wird ſich ſchwerlich eine ſolche Trennung gefallen laſſen. Ueberdies iſt er Dein Mann, und kommt er zurück, ſo mußt Du ihn freundlich empfangen. Es war ja Dein Ideal von Glück, einen Menſchen vom ſittlichen Verderben zu retten; jetzt iſt es die Aufgabe Deines Lebens.“

„Gegen ein Verderben, das in ſo abſchreckender Geſtalt auftritt, habe ich keine Waffen . . . nur Abſcheu, und tauſendmal wünſche ich mir die glückliche Unwiſſenheit zurück, in welcher ich mich vor dieſer jammervollen Reiſe befand.“

Dabei blieb ſie. Eugenia ſuchte vor der Welt eine Sachlage zu verheimlichen, welche der ganzen Welt bekannt war und ſprach von den wichtigen Geſchäften, die Ignaz in Paris feſthielten, da er ſich leider auf Speculationen eingelaſſen habe, die eine ſchlimme Wendung nehmen könnten, wenn er ihren Gang nicht überwache; Graziane aber ſei zu ihrem Söhnchen zurückgekehrt.

War der vorige Winter durch Robert's Krankheit und Tod ſchmerzlich geweſen, ſo meinte doch Veldegg, dieſer Winter ſei ungleich trauriger und ſchmerzenreicher; denn der Tod eines geliebten Kindes zerreiße nicht ſo gründlich, ſo unheilbar das Herz, als der beſtändige Anblick eines Kindes, deſſen Leben rettungslos einem namenloſen Unglück verfallen ſei. Und er ſelbſt

hatte dazu die Hand geboten! Aus schwacher Nachgiebigkeit gegen Eugenia, aus verkehrter Zärtlichkeit für Graziane hatte er diese Verbindung zugegeben. Zuweilen suchte er sein Gewissen durch die Vorstellung zu beruhigen, daß er den Zustand des armen Ignaz nicht im vollen Umfang gekannt und daher mit Recht gehofft habe, die Ehe werde ihn bessern. Allein das Gewissen wiederholte fort und fort: Gilt es das Lebensglück einer siebzehnjährigen Tochter, so ist es des Vaters strengste Pflicht, den bedenklichen Umstand eines höchst zweideutigen Rufs des Mannes zu ergründen. Jetzt war der Gatte seiner Tochter, der Vater seines Enkels, sein Schwiegersohn — ein Mann, der dem niedrigsten und unheilbarsten Laster verfallen war! — — Bitterer Gram nagte an Veldegg's Herzen, färbte seine schwarzen Locken grau und beugte seine hohe Gestalt. Freude, Zufriedenheit und Stolz, die er früher so reichlich in seinem Familienkreis gefunden, waren für immer verschwunden.

Mehr als Veldegg und Graziane litt Emerenz. Sie hatte sich entschlossen, ihren Antheil am Kreuz anzunehmen und in dieser Gesinnung ihrem schmerzenreichen Loos sich zu unterwerfen. Wie schwer der Kampf ihr auch wurde, so sehr sich ihr Charakter und ihre Jugend gegen ein immerwährendes Opfer sträubte: sie ließ sich nicht entmuthigen, sie hielt fest an dem Glauben, daß die Leiden der Zeit eine selige Ewigkeit

nichts zu theuer bezahlten und sie ging tapfer auf dem Dornenweg der Wittwe. Aber der Gedanke, daß ihr Vater in seinem Gram keinem übernatürlichen Troste zugänglich sei, daß Graziane ihren Kummer in egoistischer Abgeschlossenheit und ohne höhere Auffassung ihrer Pflicht trage, daß Beide sterben könnten, wie sie lebten, plötzlich sterben, wie der arme Hellmuth — dieser Gedanke war für sie die bitterste Bitterkeit. Unverstanden und einsam stand sie da mit ihrem Schmerz der Seele um Seelen. Graziane war in Empörung über ihr Schicksal, das ihren Schwärmereien so wenig entsprach; sie fand Emerenz kalt. Veldegg war zermalmt vom Schicksal, das auf seiner ganzen Familie lag, und zu wenig begriff er Emerenz und ihren Standpunkt, um sich nicht ein wenig ihr zu entfremden — und je mehr das geschah, um so größer wurde der Einfluß, den Emerenz am meisten für ihn fürchtete: der Einfluß Eugeniens. Obschon er im innersten Herzen sich eingestand, daß Emerenz höher stehe, die edlere Seele sei, wollte er doch eine Schwachheit darin sehen, sich von ihr beeinflussen zu lassen; weil sie seiner Ansicht widersprach, während er es männliche Entschiedenheit nannte, auf jener Seite sich zu halten, wo er nie Widerspruch fand.

Im Lauf des Winters war Harald Sternfels in die Residenz gekommen und Emerenz erhielt durch ihn Kunde von Graf Andreas. Es war keiner der geringsten Dornen ihres Lebens, daß jammervolle Umstände

jede Annäherung zwischen ihr und Andreas unmöglich machte. Er wäre ein Freund, ein Rathgeber, ein Vertrauensmann gewesen, wie sie ihn nöthig gehabt hätte, ihn ersehnte und in dem Kreise nicht fand, der sie umgab. Mit ihm hätte sie die schwierigen Verhältnisse berühren können, zwischen denen sie sich bewegte und die sie vor anderen Augen lieber verschleiert hätte. Mit ihm hätte sie so manche Seite des innern Lebens besprechen können, über die sie jetzt ein beständiges Schweigen beobachtete, weil Niemand weder Verständniß noch Theilnahme dafür zeigte. Und gerade von diesem Mann war sie getrennt, jetzt und immer.

Er hatte sich auf seinem Schloß niedergelassen, wo Harald ihn besuchte.

„Das Haus in der Stadt mag er nicht mehr betreten; die Erinnerung ist ihm zu schmerzlich," erzählte Harald an Emerenz; „er macht einen unaussprechlich melancholischen Eindruck, so vergrämt und kränklich sieht er aus. Dazu der rechte Arm, der fast unbrauchbar ist. Ich sagte ihm, in diesem Einsiedlerleben müsse er zu Grunde gehen. Geselligkeit, Zerstreuung sei ihm nöthig."

„Nein," sagte er, „ich trage das Kainszeichen wenn nicht an der Stirn, so doch im Herzen ... und wer das trägt, bleibt gern allein."

„O, so ist es ja nicht!" rief Emerenz schmerzlich; „er trägt ja keine Schuld."

„Das ſagte ich ihm auch,“ verſetzte Harald, „allein er gab zur Antwort: „Es war meine Kugel.“ Und dabei bleibt er. Ich ſprach von Unfällen, die auf der Jagd geſchehen. Lebhaft verſetzte er:

„Auf die Jagd zu gehen iſt erlaubt; — das Duell iſt es nicht.“

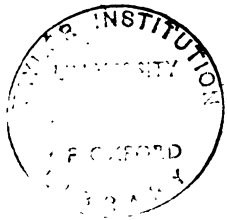
Emerenz hielt ihren Kopf mit beiden Händen und rief:

„Ein Leben iſt vernichtet, ein Leben iſt gebrochen... indirect durch meine Verſchuldung.“

„Das dürfen Sie nicht ſagen!“ rief Harald.

„Wer weiß, welche Schuld das Auge Gottes an mir wahrnimmt,“ ſagte ſie ernſt; „und wollen Sie das nicht hören, ſo müſſen Sie doch zugeben, daß ich die Urſache dieſes Unheils bin und daß es meinetwegen eintrat. O, daß ich es ſühnen könnte.“

---



## Viertes Kapitel.

Eines Tages war Ignaz da. Er fiel Grazianen zu Füßen, bat und flehete um Vergebung, versprach die äußerste Wachsamkeit, um sich vor einem Rückfall zu hüten und gelobte Besserung. In gleicher Weise sprach er zu seiner Mutter und zu Veldegg. Jene beruhigte er, diesen nicht und am allerwenigsten Graziane. Sie gab ihm die kühle Antwort:

„Da Du um Verzeihung bittest, so muß ich sie gewähren; doch das Vertrauen ist dahin.“

„Ich werde es wieder erringen,“ versicherte Ignaz.

Doch Graziane behandelte ihn kalt, fast abstoßend. Emerenz stellte ihr vor, wie verkehrt das sei, einem Menschen der Reue bezeige und sich bessern wolle, seine Vergangenheit beständig in's Gedächtniß zu rufen, wenn nicht durch Worte, so doch durch Behandlung.

„Hätte Ignaz sein ganzes Vermögen verspielt,“ versetzte Graziane, „hätte er für irgend eine Frau eine heftige Leidenschaft gefaßt: so würde mich das namenlos schmerzen, aber nicht mit dem Widerwillen erfüllen,

den mir dieſe abſcheuliche Neigung und der Zuſtand, in welchen ſie verſetzt, einflößt. Vertraulich mit Ignaz zu leben iſt mir ganz unmöglich! und willſt Du mich etwa daran erinnern, daß es einſt mein höchſter Wunſch geweſen ſei, einen geliebten Mann auf beſſere Wege zu führen, gleichſam ſein Schutzengel zu ſein, ſo antworte ich: mein Wunſch iſt derſelbe ... aber der Verſuch mißlang."

„Du mußt ihn in anderer Weiſe erneuern, Graziane, mußt liebevoll, langmüthig und vertrauend Dich benehmen, um ihm Vertrauen zu ſeiner Kraft und zu Deiner Liebe einzuflößen .... wenn Dir auch nicht ſo um's Herz iſt."

„Unmöglich, Emerenz! ... das wäre Heuchelei."

„Du irrſt, es wäre Selbſtverleugnung."

„Ich vermag nichts gegen mein Herz."

„Wir Alle müſſen lernen unſer Herz zu regieren, anſtatt ihm zu folgen."

„In dieſem Fall wäre es übermenſchlich, Emerenz."

„Sage übernatürlich und es wäre das Richtige — ſowohl das Wort wie die Handlungsweiſe. Deine gegenwärtige Geſinnung, liebe Graziane, entſpricht nicht der Aufgabe, welche die Ehe ſtellt."

„Seitdem ich Ignaz in ſeinem gräulichen Zuſtand ſah, iſt meine Kraft gebrochen, und daß ich ihn ſah ... haſt Du bewerkſtelligt, Emerenz. Ich hätte noch lange in friedlicher Unwiſſenheit glücklich ſein können."

„Diese Art von Glück geht für uns Alle schnell verloren. Das kann nicht anders sein, denn wir Alle sind sehr unvollkommen und alle unsere Verhältnisse sind mangelhaft.“

„Eine entsetzliche Erkenntniß.“

„Nicht entsetzlich .... denn sie führt uns zur Wahrheit: wir sollen innerhalb dieser unvollkommenen Verhältnisse unsern Frieden finden und in ihm — Zufriedenheit.“

„Weiter nichts?“

„Beste Graziane, das ist ungeheuer viel!“

„Du bist sehr genügsam, Emerenz. Ich verlange mehr.“

„Dann wirst Du weniger finden, meine arme Graziane.“

Das Verhältniß zwischen ihr und Ignaz blieb gespannt. Sie konnte sich nicht zu einem traulichen Verkehr mit ihm entschließen und er fühlte sich gedemüthigt und gekränkt. Veldegg war dermaßen niedergeschlagen, daß es ihm gar nicht einfiel, irgend einen Einfluß auf das Ehepaar zu üben; Eugenia blieb bei ihrer Weise: sie gab sich den Anschein, als sei sie von einem vortrefflichen Gang der Dinge überzeugt. Ein kleiner Rückfall habe nichts zu bedeuten, da Ignaz Graziane anbete, und sei Grazianens Benehmen gegen ihn ein wenig spröde, so habe diese unschuldige Koketterie mit einem Ehemann nichts Bedenkliches. So legte sie sich

die Dinge zurecht, wie sie dieselben zu sehen und fremden Augen vorzustellen wünschte und vermied alle Vorwürfe, die sie höchst ungern machte, weil sie überzeugt war, daß sie fruchtlos sind und nur Verstimmung hervorrufen. Nur als sie bemerkte, daß sich Ignaz an Emerenz zu wenden und Gefallen an ihrer Unterhaltung zu finden schien, wurde sie aufmerksam und sagte einmal im scherzenden Ton:

„Wie weit bist Du im Katechismus, lieber Sohn?"

„Ich? im Katechismus?"

„Ja! ich denke mir, daß sich Deine Unterhaltung mit Emerenz um ihn dreht."

„Wie kannst Du der klugen feinen Emerenz so etwas zutrauen."

„Weil sie eine gewisse fromme Richtung genommen hat und weil mit dieser die Neigung verbunden ist, die ganze Welt in diese Richtung zu bringen."

„Ich habe nichts der Art bemerkt. Vielleicht ahnt sie, daß eine solche Richtung mir nicht zusagen würde. Wir sprachen über Dies und Das .... und ist sie frommer als andere Leute, so ist das höchst merkwürdig, denn sie ist sehr unterhaltend."

Diese für die Frömmigkeit wenig schmeichelhafte Ansicht ihres Sohnes stellte Eugenia zufrieden. Wäre Ignaz so ganz von selbst ein höchst tugendhafter Mensch geworden, so wäre ihr das ohne Zweifel sehr lieb gewesen — aber durch den Einfluß der Religion? ... das war

sehr zu bezweifeln, weil es ein Vorwurf für sie gewesen wäre. Und sie machte nicht gern Vorwürfe; am ungernsten — sich selbst.

Was vermochte aber die kühle Behandlung von Seiten der Gattin und die freundliche von Seiten einer Schwägerin über eine eingewurzelte Leidenschaft! Nur ein riesiger Wille, nur eiserne Beharrlichkeit hätte ihr widerstehen können. Ignaz versuchte den Widerstand. Er sah, er fühlte, daß er sich selbst und Graziane unglücklich mache durch diese verderbliche Neigung. Er kämpfte gegen sie; er wäre ihr lieber nicht gefolgt; doch allzu gewaltig war das Bedürfniß der Aufregung und zu mächtig die lange Gewohnheit. Das Eis war nun einmal gebrochen, Graziane kannte seinen Zustand und er wußte, daß häusliches Glück nicht kräftig genug auf ihn einwirke, um — wie er gewünscht und gehofft haben mochte — seine Leidenschaft zu überwinden. Fortan hielt er es für unmöglich, sie nicht zu befriedigen. Es blieb ihm nur noch so viel Ehrgefühl, um sich in die Verborgenheit zu begeben, wenn er der Versuchung nicht länger widerstehen konnte; er verschwand auf einige Tage und wenn er wieder kam, fragte ihn Niemand wo er gewesen sei, oder was er getrieben habe. Für Graziane war es ein Trost, beständig in der Nähe des Vaters und der Schwester zu sein; für Veldegg aber war es aufreibend, denn in der Bitterkeit ihres Grames machte sie ihm zuweilen heftige Vorwürfe, daß er diese

Verbindung zugab. Eugenia bemühte sich noch immer, von Besserung in späteren Jahren zu sprechen; doch man glaubte ihr nicht. Als sie die Unmöglichkeit einsah, den Schleier festzuhalten, den sie über Ignaz geworfen hatte, schlug sie einen andern Weg ein, um auch jetzt noch an der Spitze der ganzen Situation zu bleiben: sie ließ ihrer Verzweiflung freien Lauf und nannte sich die Unglückseligste in der ganzen Familie; denn mit der Mutterliebe sei keine andere Liebe zu vergleichen und folglich kein anderer Schmerz mit dem Schmerz der Mutter.

„Ich erhielt so eben einen jammervollen Brief von dem guten Bergmann," sagte sie eines Tages zu Veldegg, als Ignaz einmal seit drei Wochen verschwunden war; „der verlorene Sohn ist wieder in Paris .... und in einer so furchtbaren Umgebung, daß er förmlich ausgeplündert wird, da man seine Berauschung, bevor sie den höchsten Grad erreicht hat, benützt, um ihn zu einem Spiel zu vermögen, das täglich ungeheure Summen verschlingt und, wenn es so fortgeht, sein Vermögen ruiniren kann, dies sichere, geordnete, große Vermögen! ... Ruin nach allen Seiten hin! ... welche Aussicht für mich, die ich mich zeitlebens bestrebte, in allen meinen Verhältnissen Ordnung zu erhalten. Jetzt wird sie zerstört durch mein einziges Kind! ... Bester Veldegg, gibt es eine unglückseligere Mutter!"

Er mußte ihr beistimmen und um so aufrichtiger sie bedauern, als sie fortfuhr:

„O, wäre ich doch strenger gegen meinen Sohn gewesen! Hätte ich doch die Rathschläge befolgt, die Sie mir bezüglich seiner Erziehung gaben! Hätte ich ihn nicht so verwöhnt, nicht so verweichlicht! — O, lieber Veldegg, Sie haben die Folgen vorher gesehen, Sie wollten ihnen vorbeugen und ich folgte nicht Ihrer Einsicht. O, wie bin ich gestraft."

Es versteht sich von selbst, daß man einer Person, die sich so gründlich anklagt, ihr verkehrtes Verhalten nicht vorwirft.

So lebte man fort in Sorgen und Kummer, während nach Außen der ruhige Gang nicht gestört wurde, der mit inneren Zerwürfnissen häufig genug verbunden sein kann.

Veldegg's Gesundheit begann zu leiden. Die Erlebnisse der drei letzten Jahre, die erschütternden Ereignisse, die Schlag auf Schlag in seiner Familie stattfanden, verbunden mit den traurigen Zuständen im öffentlichen Leben und in der politischen Welt — das Alles drückte ihn schwer in der Gegenwart. Und für die Zukunft wagte er nicht auf Besserung seines Schwiegersohnes zu hoffen und die Erziehung seines einzigen Enkels lag in der Hand einer jungen ganz unerfahrenen Frau. Die Aerzte bestanden auf einer Badecur. Veldegg entschloß sich dazu unter der Bedingung, daß Emerenz ihn begleite. Sie that es gern, denn der Badeort lag in der Nähe von Walldorf und Hainau.

Seitdem sie Wittwe war, hatte sie alljährlich Baronin Althausen und ihre Mutter besucht. Das sollte auch jetzt nach vollendeter Cur geschehen.

Vor siebenundzwanzig Jahren hatte Veldegg in diesem Badeort Hildegund kennen gelernt, und nun lebte sie schon seit zwanzig Jahren in der Nähe dieses Ortes ihr schattenhaftes Dasein fort. Das stimmte ihn sehr wehmüthig, und Emerenz hatte Mühe ihn zu bewegen, einige Bekanntschaften anzuknüpfen. In einem Curort ist das nicht schwer. Es wurde noch leichter dadurch, daß Veldegg und seine Tochter Persönlichkeiten waren, deren Erscheinung angenehm auffallen mußte — Emerenz um so mehr deshalb, weil sie von einer Einfachheit in ihrer Kleidung, von einem Ernst in ihrem Benehmen war, welche mit ihrer Schönheit und Jugend contrastirten. Man erkannte sogleich, daß sie auf alle Ansprüche verzichtete, die sie hätte machen können. Doch so wie sie in der Frühe mit ihrem Vater auf der Promenade erschien, wurde sie stets, sei es von Männern, sei es von Frauen, begrüßt und begleitet. Besonders von Graf Olinsky.

Er war ein Mann von einigen dreißig Jahren, Wittwer, Vater eines vierjährigen Knaben, von dem er sich nie trennte und der auch jetzt bei ihm war. Wohl wünschte er dem einzigen Kinde eine zweite Mutter zu geben; doch wo war die zu finden, so wie Olinsky sie ersehnte? Er war in einer dreijährigen Ehe so glücklich gewesen, daß es ihm unmöglich schien ein

weibliches Wesen zu finden, das ihn auch nur annähernd hätte glücklich machen können. Jetzt aber, nachdem er Emerenz kennen lernte, schien es ihm nicht unmöglich. Er traute ihr zu, daß sie den Ernst begreife, mit welchem ein Wittwer in die Ehe tritt, indem er einer Frau, die nicht die Mutter seines Kindes ist, doch Mutterpflichten auferlegt. Er traute ihr zu, daß sie im Stande sei, ohne Langweil und ohne Mißmuth das abgeschiedene Leben auf seinem Schloß in Volhynien mit ihm zu theilen, welches er führte, theils aus Neigung, theils durch die Verhältnisse dazu veranlaßt. Allein ihr schien nichts ferner zu liegen, als der Gedanke an die Ehe, so ganz lebte sie für ihren Vater.

Ein Brief ihrer Tante rief sie nach Walldorf; denn er brachte die Nachricht, daß Hildegund in einen Zustand von Schwäche gefallen sei, der wahrscheinlich ihrem Leben ein Ende machen werde. Sie fuhr sogleich nach Hainau mit der stillen Hoffnung, daß das Bewußtsein vielleicht in diesem Zustand physischer Schwäche erwachen könne. Sie täuschte sich. Hildegund erholte sich von diesem Anfall und Emerenz kehrte nach einigen Tagen ganz hoffnungslos zu ihrem Vater zurück.

Während ihrer Abwesenheit hatte Graf Olinsky noch mehr als zuvor Veldegg's Gesellschaft aufgesucht, und als sie wieder am Brunnen erschien, begrüßte er sie mit einer Freude, als widerfahre ihm ein hohes Glück. Dann fragte er sie:

„Haben Sie, gnädige Gräfin, in einer religiösen Genossenschaft eine Schwester?“

„Ich habe nur eine Schwester und sie ist vermält,“ versetzte Emerenz.

„Das ist sehr seltsam!“

Emerenz sah ihn erstaunt an. Er fuhr fort:

„So war es vielleicht eine Verwandte, denn ich sah vorgestern auf einem Spazierritt, der einige Stunden währte, eine Ordensschwester, die Ihnen auffallend glich. Ich ritt längs eines Parks dahin, dessen herrliche alte Bäume über die Umfangsmauer hinweg die Chaussee beschatteten, und gelangte an ein großes Gitterthor, das die Mauer durchbrach, das aber von Innen durch ein zweites hölzernes dem Blick so undurchdringlich wie die Mauer war. Eine unbescheidene Neugier befiel mich; ich hob mich im Sattel und konnte jetzt gerade über den innern Verschluß hinweg durch das Gitter in den Park sehen. Da sah ich ein ergreifendes Bild. Auf einer Bank saß eine abgezehrte schattenhafte, augenscheinlich geistesschwache Frau und zerpflückte mit dem seelenlosen Blick und der maschinenmäßigen Bewegung der Geisteskranken, zuweilen durch krampfhafte Zuckungen unterbrochen, Blumen, Blätter, Gräser, welche eine Ordensschwester unermüdlich aus einem großen Korbe ihr darreichte, indem sie wehmüthig dem gedankenlosen Spiel zusah; — und diese Schwester sah Ihnen, gnädige Gräfin, auffallend ähnlich.“

„Ich war es selbst," entgegnete Emerenz ruhig; „meine arme Mutter duldet in ihrer Umgebung nur Personen in dieser Tracht. Um einige Tage ungestört bei ihr zu verweilen, trage ich, wenn ich sie besuche, ein Kleid, das mir nicht gebührt."

„Es war ein rührendes Bild kindlicher Liebe und der Hingebung an ein Wesen, welches diese Liebe nicht verstand. Es wird mir unvergeßlich bleiben," sagte Olinsky ergriffen.

Emerenz hatte von der Baronin Althausen wissen wollen, in welchem Seelenzustand ihre Mutter sich befand, bevor ihr Geist sich verdunkelte. Die Baronin wußte es nur zu gut und sie konnte weiter nichts der traurigen Tochter sagen, als:

„Ich fürchte, daß der Einfluß Deines Vaters nicht günstig auf Deine arme Mutter gewirkt hat. Wir wollen diese Frage der göttlichen Barmherzigkeit überlassen."

„O, ich verstehe Dich, Tante!" rief Emerenz; „auch da geht ein Leben mit allem Elend, dem der Mensch unterworfen ist, mit aller Unvollkommenheit, die ihm anklebt zu Ende .... unbereut, ungebeichtet, ungesühnt. Sie wird sterben wie Hellmuth gestorben ist, und bei dem Tode der Mutter wie bei dem des Gatten, ist es nicht der Tod, den ich am heißesten beweine."

Der Badeaufenthalt ging zu Ende; auch für Graf Olinsky. Er wollte eine Traubencur am Genfer See brauchen.

„Nach derselben möchte ich einige Zeit in der Residenz verweilen, bevor ich nach Volhynien zurückkehre," sagte Olinsky zu Emerenz, als er Abschied nahm; „doch nur in dem Fall, daß ich Sie in der Residenz finde" — setzte er hinzu.

„Mein Vater pflegt dort Ende Oktober seinen Aufenthalt zu nehmen," entgegnete sie.

Sie wußte, was Graf Olinsky meinte und was er beabsichtigte, ohne daß weiter ein Wort gewechselt wurde. So trennten sie sich. Er ging in die Schweiz, Emerenz mit Veldegg nach Deggenrain.

Als sie dort wieder in die Einförmigkeit eines Lebens zurücktrat, das ihr keine andere Beschäftigung darbot als die, welche sie selbst sich schaffte, keine andere Pflicht als die, welche innerhalb Deggenrain's Grenze lag, schien ihr diese Existenz so leer, so unbefriedigend, so wenig im Einklang mit ihrem thatkräftigen Wesen und mit ihren natürlichen Eigenschaften, daß sie vor dem Gedanken zurückbebte, diese und keine andere sei ihre Zukunft. Zwar sagte sie sich andererseits, wenn ihr Vater, der sie genau kannte und daher auch genau wußte, welch' Opfer sie auf diese Weise ihm bringe, dadurch zum christlichen Glauben geführt werde, weil er erkennen müsse, daß nur dieser zu einer solchen Selbstverleugnung befähige: so fühlte sie sich dermaßen gehoben, daß sie sich feig und kleingläubig nannte und fester bei dem Entschluß beharrte, ein Ziel zu verfolgen, welches ihre

edelsten Kräfte in Anspruch nahm. Es wäre ihr eine große Hülfe gewesen, bei dem guten Pfarrer eine entschiedene Ermunterung zur Beharrlichkeit zu finden. Dem war aber durchaus nicht so.

„Was würden Sie sagen, Herr Pfarrer, wenn ich Ihnen jetzt meine Verlobung anzeigte?"

Mit diesen Worten trat Emerenz eines Tages bei ihm ein. Er sah sie sehr ruhig an und erwiederte:

„Hoffentlich ist der Verlobte ein braver katholischer Mann; — da wünsche ich Ihnen Gottes besten Segen, liebe Frau Gräfin."

„Wie? .... Sie finden die Sache ganz in der Ordnung, hochwürdiger Herr? ... Haben Sie denn vergessen, daß es mein Vorsatz ist, Wittwe und bei meinem Vater zu bleiben?"

„Nein, liebe Frau Gräfin! allein ich dachte, daß Sie ihn vergessen hätten."

„Und das finden Sie ganz in der Ordnung?"

„Die Kirche hat durchaus keine Freude an einer zweiten Ehe und schreibt deshalb vor, eine solche sei in aller Stille, ohne Gepränge und ohne Festlichkeiten zu schließen. Doch ist die Kirche fern davon sie zu verwerfen. Da Sie sehr jung sind, liebe Frau Gräfin, so könnte jener ernste Vorsatz Sie gereuen, und hätten Sie vor Gott geprüft und überlegt, was Sie für das Heil Ihrer Seele zu thun haben — und dann gefunden, daß es

eine zweite Ehe sei: so müßte ich Ihnen Gottes Segen wünschen."

„Aber nicht wahr, die Kirche hält den Wittwenstand höher?"

„Das gewiß! denn er beruht auf Entsagung. Doch Niemand darf seine Kräfte überschätzen, liebe Frau Gräfin, und leben Sie in einem gottgefälligen Ehestande, so können Sie sowohl auf Ihre eigene Seele, als auf andere Seelen große Gnaden herabziehen."

„Es ist doch schön nach dem Höchsten zu streben."

„Was unsere Vervollkommnung betrifft — ja. Was unsern Beruf betrifft — nein. Bezüglich desselben müssen wir unser Streben nach dem Willen Gottes bemessen und ordnen. Das Ordensleben zum Beispiel wird von Tausenden aufrichtig bewundert, ohne daß Einer von diesen Tausenden den Beruf dazu hat."

„Aber wie fangen wir es an, damit unser Beruf uns klar werde?"

„Wir bitten Gott um Erleuchtung — und wenn wir es ehrlich meinen, so gibt er uns die nothwendige Klarheit und Festigkeit. Zuweilen fügt er auch äußere Umstände so, daß wir aus ihnen Licht schöpfen können — immer vorausgesetzt, daß wir es ehrlich mit dem lieben Gott meinen."

War dies Alles ermuthigend oder entmuthigend? Emerenz hätte gewünscht, der Pfarrer möge ihr einfach sagen, es sei ihre Pflicht unvermält bei ihrem Vater zu

bleiben; dann hätten, so meinte sie, alle Schwankungen aufgehört. Sie sagte scherzend:

„Lieber Herr Pfarrer, warum drängen Sie mich nicht in den Himmel hinein?“

„Weil die heilige Schrift sagt: Nur die Gewaltigen reißen das Himmelreich an sich. Das will sagen: Nicht durch äußern Zwang, sondern durch die Gewalt, mit der er sich selbst bekämpft, heiligt sich der Mensch.“

## Fünftes Kapitel.

Graf Olinsky kam, und sein erster Schritt war in das Veldegg'sche Haus. Veldegg hatte nicht den mindesten Zweifel über die Absicht des Grafen, wohl aber über die Gesinnung und den Entschluß seiner Tochter. Da sich Olinsky in demselben Fall befand, so verzögerte er seinen Antrag. Dadurch lernte Emerenz ihn mehr und mehr kennen, seinen gediegenen Charakter schätzen, seine ernste Auffassung des Lebens würdigen. Wenn er von seiner Heimat sprach, seinem geliebten Volhynien, mit seinen stillen dunkeln Wäldern, seinen stillen weiten grünen Triften, seinen stillen blauen Gewässern — von seinem Schloß, das am Abhang eines waldigen Hügels die ganze Landschaft beherrschte — von einem friedlichen Hirtenvolk, das auf diesen grünen Fluren die Heerden weidete und in seiner Abgeschiedenheit vom Tumult der Fabriken und der Eisenbahnen keine Ahnung hatte von dem Treiben des großen Weltverkehrs: so meinte Emerenz, daß dies Alles der Hintergrund eines Gemäldes sein könne, das im Vordergrund

das ernste Glück von zwei Menschen zeige, und das Bild einer Ehe, wie sie jetzt ihrem innern Wesen entsprach, trat vor ihre Seele: kein brausender Jubel, keine frohlockende Besitznahme eines Reichs der Freude, wohl aber ernste heilige Pflichten, umleuchtet von der schönen Zuversicht in gegenseitiger treuer Zuneigung und einer gemeinsamen Richtung auf ein ewiges Ziel. Der schöne zarte Knabe aus Olinsky's erster Ehe war ein starker Magnet für ihr Herz, das keinen Gegenstand für mütterliche Gefühle hatte. Auch die Abgeschiedenheit von der Welt in dem fernen Volhynien sagte ihr zu. Sie hatte genug vom geräuschvollen geselligen Leben genossen, um zu wissen, daß dieser Genuß nicht nur ein oberflächlicher, sondern ein verflachender sei.

So stand ein Bild des Glücks vor ihrer Seele, gegen dessen Zauber sie sich nicht verschloß. Und dennoch ermuthigte sie nicht Olinsky sich entschieden auszusprechen, denn es war, als fürchte sie sich vor der Entscheidung, die sie dann geben mußte.

Eugenia wünschte lebhaft, Emerenz möge eine zweite Ehe schließen. Je älter sie wurde und je gedemüthigter sie sich durch ihren unglücklichen Sohn fühlte, in dessen jammervollen Leben sie für nichts zählte — desto lebhafter wurde ihr Verlangen, für Denjenigen die Hauptperson zu bleiben, für den sie es einst gewesen war — und der Welt zu zeigen, daß sie zu den seltenen Frauen gehöre, die nicht durch flüchtige Jugend-

reize, wohl aber durch gediegene Eigenschaften des Charakters und Geistes lebenslänglich und bis zum Ende zu fesseln verstehen. Persönliche Theilnahme für Veldegg und die lange Gewohnheit der Intimität, verstärkten dies Verlangen, und sie mußte sich eingestehen, seitdem Emerenz bei ihrem Vater lebe und zwar ohne Bekehrungsversuche — wie Eugenia es nannte — zu machen, seitdem scheine der Einfluß der Tochter den ihren zu überwiegen. Veldegg kam zu ihr wie sonst, besprach mit ihr seine und ihre Angelegenheiten wie sonst, theilte ihre Sorgen um Ignaz, suchte Graziane umzustimmen, welche ihrer Schwiegermutter vorwarf, unaufrichtig gewesen zu sein; trotz dessen nahm Eugenia's scharfer Blick wahr, daß so zu sagen leise Schattirungen von der Farbe der Tochter auf den Vater übergegangen waren. Mochte Niemand es bemerken, mochte Veldegg selbst es nicht wissen — Eugenia sah es. In einem vertraulichen Gespräch, das sie bei seinen täglichen Morgenbesuchen mit ihm hatte, sagte sie einmal:

„Wäre Emerenz nicht die Vollkommenheit selbst, so könnte man in ihrem Benehmen gegen Graf Olinsky ein wenig Koketterie finden. Jedermann kennt seine Gesinnung, also auch sie; und doch scheint es, sie wolle nur seine Huldigung — nicht einen ernsten Antrag annehmen. Wäre es nicht besser Ja oder Nein zu sagen?"

„Emerenz hat sich nie über diesen Punkt geäußert," versetzte Veldegg; „ich denke, sie erwägt gründlich, ob sie Olinsky zu einem Antrag ermuthigen soll."

„Würde Ihnen diese Heirath nicht willkommen sein?"

„Willkommen? . . . Nein! nach meinen Erfahrungen bin ich nicht mehr im Stande, mich über eine Heirath meiner Tochter zu freuen . . . es sei denn zehn Jahre nach der Hochzeit. Und diese Entfernung, diese Trennung von Emerenz wäre mir ein schweres Opfer, welches nur der Gedanke an ihr Glück erleichtern könnte. Und das Glück ist eine Frage, deren Beantwortung allzu häufig negativ ausfällt."

„Emerenz würde ohne Zweifel Graf Olinsky bestimmen können, sich bei uns niederzulassen."

„Das wird sie nicht versuchen, denn ein solches Begehren wäre nicht verständig."

„Lieber Veldegg, die Polen sind so reiselustig, so beweglich, so wenig an die Scholle gebunden, als kämen sie frisch aus den asiatischen Steppen."

„Olinsky nicht! Er liebt sein Land, sein Volk, seine Heimat, seine Stellung daselbst mit ihren Pflichten und Beziehungen. Das kann man sogleich aus jeder seiner Aeußerungen entnehmen. Er ist zu Hause auf dem Boden Volhynien's und auf jedem andern Boden ein Fremder."

„Dennoch wüßte ich Niemand, der [illegible] eignete, die liebenswürdige Emerenz zu [illegible]“ ſagte Eugenia beharrlich.

„Wenn Emerenz dieſer Anſicht iſt, werde ich es hinnehmen als eine Fügung der Vorſehung.“

„Daß eine ſchöne junge Witwe an eine zweite Verbindung denkt, liegt ganz und gar in der Ordnung der Natur,“ entgegnete Eugenia, „und ich fürchte, Emerenz würde ſich auf die Dauer im Witwenſtande höchſt unglücklich fühlen, weil Herz und Thatkraft keine Nahrung, keinen Gegenſtand haben, um ſich auszuleben.“

So ſprach Eugenia, ſo dachte Veldegg und ähnliche Gedanken gingen auch Emerenz durch die Seele.

Olinsky's Abreiſe ſtand bevor. Er bat ſchriftlich um ihre Hand und um Entſcheidung binnen vierundzwanzig Stunden.

Da ſaß ſie mit dem Brief in der Hand. Ihr Herz ſagte Ja. Doch fehlte dieſem Ja die zuverſichtliche Entſchloſſenheit, die man bei einer hochwichtigen Wahl, wenn man ſich mit voller Ueberlegung zu ihr entſchließt, zu fühlen pflegt. Aus beklommener Bruſt ſeufzte ſie: „O mein Gott, zeige mir, was ich thun ſoll! . . . Sage mir, was zum Heil meiner Seele dient.“

Alles blieb ſtill, in ihr, um ſie herum. Graziar kam klagend wie immer, voll abenteuerlicher Gedanke

Der treue Bergmann hatte geſchrieben, Ignaz ſei wieder in die Periode der Nüchternheit eingetreten und beabſichtige ſeine Rückkehr. Die Frau Baronin möge ihn doch recht dringend darum bitten und, wenn er komme, ihn recht feſt halten, denn ſo arg wie dieſes Mal habe er es noch nie getrieben, weder im Spiel noch im Trunk, und er ſelbſt ſei darüber entſetzt.

„Möge die Mama thun was ſie will," ſagte ſchließlich Graziane; „ich bitte Papa, meine Ehe gerichtlich trennen zu laſſen . . . und dann will ich unter einem fremden Namen, zum Beiſpiel als Frau von Hainau, in irgend einem abgeſchiedenen Winkel der Welt mit meinem kleinen Emerich von dem Jahrgeld leben, das Papa mir nicht verſagen wird . . . denn mit dieſem ſchrecklichen Menſchen will ich durchaus nichts zu thun und zu theilen haben."

„Quäle Papa nicht mit ſolchen Bitten, Graziane! Dieſer Einfall iſt unausführbar. Du biſt es Deinem Ruf, Deinem Sohn und uns Allen ſchuldig, in der Welt keine zweideutige Stellung einzunehmen, ſondern im Hauſe Deines unglücklichen Mannes und bei ſeiner Mutter zu verbleiben."

„Ich bin unglücklich, Emerenz . . . nicht er! Der ſchreckliche Zuſtand, in welchem ich ihn ſah, läßt bei ihm kein Gefühl des Unglücks zu."

„Deſto quälender wird es in der Ernüchterung."

„Dann ſchüttelt er es ab in einem neuen Rauſch."

„Bergmann ſchreibt, Ignaz ſei über ſich ſelbſt entſetzt. Folglich ſieht Ignaz ſeinen elenden Zuſtand ein.“

„Was hilft die Einſicht, Emerenz, wenn der feſte gute Wille fehlt.“

„Nicht viel . . . ich gebe es zu . . . doch wir müſſen dieſen Strohhalm feſthalten.“

„Für eine Schwägerin iſt das ſehr leicht . . . für eine Frau . . . für mich — unmöglich!“

„Bitte Gott um Beiſtand und er macht es Dir möglich, Graziane.“

„Nein! das kann Gott nicht von mir verlangen!“ rief Graziane und dabei blieb ſie.

Dies iſt auch eine Ehe! dachte Emerenz für ſich und ſchauderte. O was machen die Menſchen in ihrer Schwäche und Verkehrtheit aus einer Verbindung, in welcher ſie ſich heiligen ſollen!

Veldegg trat ein mit einem Telegramm in der Hand und ſagte zu ſeinen Töchtern:

„Heute früh iſt Eure Mutter verſchieden.“

Graziane weinte, Emerenz war ſtill und marmorbleich. Sie wußte jetzt, was ſie zu thun habe. Wie von einem Blitz erleuchtet hatte ſie die Möglichkeit einer Verbindung ihres Vaters und Eugenia's wahrgenommen, wenn ſie ihn verließ und als Olinsky's Gattin nach Volhynien ging — und dann blieb die theuerſte ihrer Hoffnungen unerfüllt. — —

Nachdem Veldegg die Reise nach Hainau zur Beisetzung Hildegund's auf den folgenden Tag festgestellt hatte, sammelte sich Emerenz und schrieb freundlich, dankbar und ablehnend an Graf Olinsky: Sie habe beschlossen Wittwe — und bei ihrem Vater zu bleiben.

Olinsky schrieb auf der Stelle zurück:

„Ich verehre Ihren Willen in Allem was Sie thun. Aber Ihr Vater ist leidend und ein sterblicher Mensch. Lassen Sie mich hoffen auf die Möglichkeit meines Glücks. Athanas Olinsky."

Sie schrieb zurück:

„Mein Entschluß ist unwiderruflich. Gewähren Sie mir ein Andenken in Ihrem frommen Gebet. Emerenz Tengenberg."

Als Graziane ihrer Schwiegermutter den Tod der Mutter mittheilte, dachte Eugenia ganz heimlich: Sollte Emerenz Gräfin Olinsky in Volhynien werden, so . . . — —

Veldegg ging am nächsten Morgen mit seinen Töchtern nach Hainau. Am Sarge der armen Hildegund, die bewußtlos wie sie gelebt hatte, auch gestorben war, erneuerte Emerenz ihren Vorsatz bei ihrem Vater zu bleiben und mit Gottes Gnade und ihrer Liebe gegen den Geist zu kämpfen, der ihn beherrschte. Jetzt wußte sie was sie wollte, und das gab ihr Ruhe.

„Wie kurz ist das Leben," sagte sie zu Graziane.

„Aber wie lang ist ein Jahr, wenn sich täglich

das Leiden — und immer daſſelbe! — fühlbar macht. Glaubſt Du, daß ein Galeerenſklave, der an einen verbrecheriſchen Gefährten gekettet iſt, das Leben kurz findet?“ entgegnete Graziane.

„Glaubſt Du, daß ich es kurz finde, daß mir der Tag nicht lang erſcheint, wenn ich vom natürlichen Standpunkt aus umherſchaue? ... Blicke höher hinauf, Graziane; dann offenbart ſich Dir ein himmliſches Licht, welches Dir den goldenen Faden zeigt, der durch alle Trübſal unſeres Lebens läuft und in der Hand Gottes Anfang und Ende hat.“

„Ein goldener Faden in meiner unſeligen Ehe!“ rief Graziane mit Bitterkeit.

„Gewiß! Die Erziehung Deines Sohnes iſt ganz in Deine Hand gelegt. Gibt es eine ſchönere Aufgabe?“

„Und wenn er ein zweiter Ignaz wird!“ rief Graziane.

„Erziehe ihn anders, als ſein armer Vater erzogen iſt und Du darfſt auf einen andern Erfolg hoffen,“ erwiederte Emerenz ernſt; „wir Alle ſind ja leider ohne Gottesfurcht erzogen. Vielleicht kommt über uns Alle ſchweres Kreuz, damit wir uns durch daſſelbe zu Gott hinführen laſſen. Denn das ſteht feſt, Graziane: Die Welt und die Zeit und das Leben mit allen Ereigniſſen außer uns und mit allen Erfahrungen und Ergebniſſen in uns, hat für uns Alle ohne Ausnahme nur jenen Zweck — und je früher wir das erkennen und unſer

Leben nach dieſer Erkenntniß einrichten — deſto ſicherer gelangen wir zu dem Ziel, das jeder Menſch, auch wenn er es kaum ſich ſelbſt und viel weniger Anderen eingeſteht — erſehnt: zu einer ſeligen Ewigkeit."

„Darum ſagt Papa ſo häufig bei ſchmerzlichen Vorfällen per aspera ad astra," entgegnete Graziane nachdenkend.

„Ja! in ſeiner Auffaſſung ſind ihm die Geſtirne Symbol eines himmliſchen Friedens, den die Erde nicht geben kann. O laß uns beten, Graziane, daß er den alten chriſtlichen Spruch verſtehen lerne: Via crucis via lucis."

„Ach, Emerenz!" rief Graziane in Thränen, „ich verſtehe ihn ja nicht einmal für mich."

„O, Du verſtehſt ihn!" verſetzte Emerenz tröſtend und zärtlich; „nur die Anwendung auf Dich und auf Deine Wege wird Dir ſchwer . . . und ſo, Graziane, geht es uns Allen."

„Ich will Dir geſtehen, was ich im Sinn hatte, Emerenz. Ich wollte Papa ſo lange beſchwören, um meine Niederlaſſung in Hainau, bis er ſie mir geſtattet hätte. Vielleicht gehört es aber zu meiner Via crucis in Grafenthurm zu bleiben. Was ſagſt Du?"

„Mir ſcheint Du betrittſt die Via lucis," erwiederte Emerenz gerührt.

Veldegg verweilte mit ſeinen Töchtern vierzehn Tage in Hainau und Walldorf. Bei ſeiner Heim-

kehr in die Residenz fand er einen Brief von Graf Olinsky vor, der Abschied nahm und den Grund seiner Abreise andeutete.

„Olinsky ist fort," sagte er zu Emerenz, „und Du bleibst bei mir?"

„Bis in den Tod," versetzte sie ruhig.

Nach Hildegund's Tode erbten ihre Töchter ihr bedeutendes Vermögen. Dadurch wurde Emerenz, die von Hellmuth nur ein geringes Vermögen erbte, eine wohlhabende Frau, eine gute Partie, und im Lauf des Winters wurden ihr verschiedene Heirathsvorschläge gemacht, doch keiner, der sie auch nur einen Augenblick in Schwankung versetzt hätte, denn ihr Herz blieb ungerührt. Der Frühling führte sie nach Deggenrain zurück, und ihr erster Weg ging zum Pfarrer.

„Es ist nichts mit der Verlobung, hochwürdiger Herr!" rief sie scherzend bei der ersten Begrüßung.

„Vielleicht ein anderes Mal, liebe Frau Gräfin," entgegnete er freundlich wie immer.

„Aber Herr Pfarrer, warum haben Sie gar nichts Anderes mit mir im Sinn, als mich zu verheirathen!" sagte sie ungeduldig.

„Weil das der gewöhnliche Lauf der Dinge ist."

„Ja, in gewöhnlichen Verhältnissen. Die meinen sind es nicht . . . und Sie wissen es."

„Ihre Auffassung, liebe Frau Gräfin, ist ungewöhnlicher als Ihre Verhältnisse. In unseren Tagen

iſt es nichts Seltenes, daß ein ungläubiger Vater eine gläubige Tochter habe. Daß aber dieſe Tochter bei ſiebenundzwanzig Jahren und mit Allem ausgeſtattet, was die Welt bewundert und beneidet, kein anderes Ziel vor Augen hat, als das Seelenheil ihres Vaters, ganz ſich ihm widmet, ganz für ihn lebt, ganz jedes Erdenglück zum Opfer bringt, um ihn vielleicht mit Gott zu verſöhnen — das iſt ſelten genug, um mich zweifelhaft zu machen, ob Sie das durchführen werden."

Eine weniger energiſche Seele hätte durch ſolche Bemerkungen entmuthigt werden können, Emerenz wurde nur demüthig.

„Wer bittet, der empfängt. Ich werde um die Gnade bitten beharrlich zu ſein — warum ſollte ich ſie nicht empfangen?"

„Sie dürfen nicht wähnen, den lieben Gott dadurch zu zwingen Ihren Herrn Vater zu bekehren. Seine Rathſchlüſſe ſind unergründlich. Wir kämpfen für ſein Reich . . . der Sieg, wie wir ihn wünſchen, iſt ungewiß, denn eine Bekehrung iſt eine gewaltige Sache. Das wird uns klar, wenn wir an die Rieſenkämpfe eines heiligen Auguſtinus, vor und nach ſeiner Bekehrung denken."

„Ja, ich denke aber auch an die heilige Monica," entgegnete Emerenz; „was Gott einer Mutter gewährte, kann er auch einer Tochter gewähren, und möge er gewähren oder nicht — ich will ſeine Sache führen ſo

gut ich kann, und für einen solchen Kampf ist es der Mühe werth zu leben."

„Das ist wahr, liebe Frau Gräfin, Sie waren schon als Kind kriegerischer Natur und bereit für Ihr Vaterland zu sterben."

„Also um wie viel mehr für die himmlische Heimat! . . . Sie sehen, hochwürdiger Herr, Natur und Gnade stimmen zusammen, um mir meinen Platz anzuweisen . . . und Sie werden mir beistehen, damit ich ihn behaupte."

Das versprach er, und als Emerenz fortging, sah er ihr durch das Gärtchen nach und sprach für sich: Es ist doch schön, daß es fort und fort Seelen gibt, die mit der heiligen Theresa sagen: Solo Dios basta. — —

# Die Auserwählte.

# Erſtes Kapitel.

Graziane, die immer von Gefühlen beherrſcht wurde, hatte am Sarge ihrer Mutter und durch Emerenz einen Eindruck bekommen, der ihr einen andern Weg zeigte, als jenen, den ſie bis jetzt eingeſchlagen hatte. In ihrer Kindheit unter Miß Mac Allan's Leitung, hatte ſie eine gewiſſe Neigung zur Frömmigkeit gehabt. Aber die Frömmigkeit hat zwei Seiten, die äußere und die innere. Jene entſprach Grazianens Richtung ſich in Gefühlen zu ergehen: ſie betete recht gern, ſie beſuchte recht andächtig den Gottesdienſt, ſie hörte recht gern von Gott ſprechen und pflückte mit Eifer Blumen, um den Altar zu ſchmücken oder einen Kranz für ein Muttergottesbild zu winden. Weiter ging ſie nicht, und ſo machte dieſe Frömmigkeit auch ſehr bald ſchwärmeriſchen Phantaſien Platz, welche ſie Ideale nannte und auf die Liebe, auf die Ehe, auf Iguaz anwendete. Als dieſe Träumereien wie Nebel zerfloſſen und ihren Gefühlen nicht mehr die gewünſchte Nahrung boten, verfiel ſie in matte Ernüchterung und Schlaffheit — bis eben jetzt

eine neue Erschütterung sie aufrüttelte und sie vor den Prüfstein der innern Frömmigkeit stellte: Pflichterfüllung aus Liebe zu Gott. Sie nahm ihre ganze Kraft zusammen, zeigte nach der Rückkehr von Hainau ihrem Mann den Tod ihrer Mutter an und hieß ihn willkommen. Er kam und sie suchte freundlich ihn zu behandeln, während auch er sich Mühe gab auf die Interessen der Familie und des häuslichen Lebens einzugehen. Es war jedoch immer so, als befinde er sich im Traum, unfähig zu kräftiger, einfacher Lebensäußerung. Er langweilte sich über alle Maßen, und in Folge dieser Langweil sagte er eines Tages zu seiner Mutter:

„Ich bin jetzt dreiunddreißig Jahre alt und erkenne mit Schmerz, daß ich bisher mein Leben und meine Zeit vergeudet habe — hauptsächlich deshalb, weil ich ganz unthätig war. Ich will mich jetzt den Geschäften des großen Hauses widmen, das meinem Vater und meinem Großvater seinen Glanz verdankt — und um diesen Glanz zu erhöhen, will ich es auf den Mittelpunkt alles Glanzes versetzen, nach Paris."

Eugenia war außerordentlich verstimmt. Ihre Freundin Gräfin Melanie hatte vertraulich gesagt:

„Gestehe es nur, liebste Eugenia, jetzt wird der Fall eintreten, dem die Welt seit zwanzig Jahren entgegen sieht."

„Ich verstehe Dich nicht, Melanie," versetzte Eugenia trocken, denn sie verstand sehr gut.

„Verſtelle Dich wie Du willſt. Wir wiſſen Alle ganz gut, daß durch den Tod der armen Hildegund Veldegg frei geworden iſt, ſeine Hand Derjenigen zu bieten, mit welcher er ſeit langen Jahren durch gegenſeitige herzliche Zuneigung verbunden iſt. Glaube mir, Liebſte, man iſt allgemein davon überzeugt und man findet es ſehr rührend, daß der Abend Eures Lebens Euch vereinigen wird. Sei alſo nicht verſchwiegen in einer Sache, welche in der Geſellſchaft ein öffentliches Geheimniß iſt.“

„Beſte Melanie, dieſer kleine Roman iſt ein Phantaſiegebilde. Sei ſo gut, in dieſer Sache nur mir Glauben zu ſchenken,“ entgegnete Eugenia ſo trocken, daß Melanie ſogleich zur richtigen Einſicht kam und mit dem ſcharfen Blick, den für ſolche Dinge die große Welt gibt, erkannte, daß Veldegg an keine Vermälung denke, daß jedoch Eugenia an eine ſolche gedacht habe und getäuſcht ſei. So war es auch. Ob Veldegg zu gewinnen geweſen wäre, wenn Emerenz Graf Olinsky geheirathet hätte — dieſe Frage beantwortete Eugenia unbedenklich mit Ja. Jetzt ſah die ganze Welt, welche die inneren Verhältniſſe nicht kannte, ihrer Verbindung entgegen und — vergebens! denn Emerenz ging nicht nach Volhynien! Das Fehlſchlagen ihrer Abſicht kränkte Eugenia empfindlich und der Gedanke, daß man ſich in der Welt darüber luſtig machen werde, erbitterte ſie. So war ſie keineswegs in roſiger Laune, als Ignaz in

der Residenz erschien. Sein überraschender Einfall empörte sie. Sie liebte den Reichthum und das bequeme geordnete Leben, das er gewährt; sie liebte das Ansehen, das ein altes gediegenes Haus genießt; von ihrem sechszehnten Jahre an genoß sie diesen Reichthum, kam ihr dies Ansehen zu gut; und jetzt, in ihrem Alter, wollte ihr Sohn beides auf's Spiel setzen! — Von dem Augenblick an, da das Treiben ihres Sohnes weltkundig wurde, hatte sie ihn aufgegeben. Für sie, die Alles nach dem Maßstab ihrer Eigenliebe und Eitelkeit maß, war dieser mißrathene Sohn weit mehr eine Demüthigung als ein Schmerz, und wenn sie es sich auch nicht eingestand, so wäre seine Auswanderung nach Amerika oder Australien ihr vielleicht nicht unwillkommen gewesen. Nach ihrer Art gab sie ihm mit großer Zurückhaltung zur Antwort:

„Hättest Du doch in Deiner Jugend diesen Plan gemacht, lieber Ignaz, so hätte das Haus ohne Zweifel zu einem eminenten Glanz sich erschwungen; denn Du hättest Dich ausgebildet, um dessen Leitung zu übernehmen. Leider geschah es nicht. Jetzt bist Du der Geschäfte ganz unkundig und die allgemeine Weltlage ist der Art, daß sie freilich alle schwindelhafte Speculationen, doch keineswegs große ehrenhafte Geschäfte begünstigt. Jedermann ist zufrieden wenigstens auf einem Fuß sicher zu stehen und sucht für den zweiten ein sicheres Plätzchen, denn Krieg, Revolution, Umsturz,

Socialismus, Nihilismus und weiß der Himmel welche Schreckniſſe, bedrohen den gegenwärtigen Zuſtand der Dinge."

„Ich wünſche mir Thätigkeit und Beſchäftigung, beſte Mama, und finde es in der Ordnung, ſie in den gegebenen Verhältniſſen zu ſuchen."

„Sehr richtig, lieber Sohn, deshalb laſſe Dich zuvor hier in den Geſchäftsgang einweihen."

„Es iſt mir peinlich eben hier dieſen Weg zu betreten."

„Das begreife ich! . . . er iſt jedoch ungefährlich, weil Du hier erprobte und verſtändige Rathgeber findeſt. Uebrigens iſt dies eine Angelegenheit, die gründlich erwogen, bedachtſam vorbereitet und im günſtigen Augenblick ausgeführt ſein will. Beſprich alſo die Sache mit kundigen Männern. Ich habe Dir nur meine perſönliche Anſicht mitgetheilt. Du weißt, von den Combinationen des eigentlichen Geſchäfts verſtehe ich nicht das Mindeſte."

So viel verſtand aber Eugenia ſehr gut, daß Ignaz viel leichter ſein Vermögen zu ruiniren, als in Flor zu bringen wiſſe, und ſie war feſt entſchloſſen, ſich nicht um das Ihre durch ſeine Verkehrtheit bringen zu laſſen. Sie berief den Geſchäftsführer des Hauſes zu ſich, theilte ihm die Abſicht ihres Sohnes mit und ſetzte hinzu:

„Die Ausführung iſt höchſt zweifelhaft. Ich aber

will für alle Fälle mein Vermögen sichern, weniger für mich als für meinen Enkel. Und deshalb will ich es aus dem Geschäft herausziehen und hypothekarisch sicher belegen. Grafenthurm gehört mir ohnehin und ist auf meinen Namen gekauft. Sollte dann ein Unglück eintreten, so ist wenigstens dieser Theil des Ganzen gerettet."

Der Geschäftsführer schlug entsetzt die Hände über dem Kopf zusammen bei dem Gedanken, daß sich der Herr Baron direct in den Gang der Geschäfte mischen wolle. Dann müsse er zurücktreten und die Frau Baronin handele höchst weise, ihr Vermögen in Sicherheit zu stellen. Ohnehin kenne die Verschwendung des Herrn Barons keine Grenzen und seine Verluste im Spiel überstiegen alle Begriffe. Zum Glück sei der ganze Plan leichter ausgesprochen als durchgeführt.

Eugenia theilte diese Ansicht, bestand jedoch auf ihrem Vorhaben, ihr Vermögen von dem ihres Sohnes zu trennen und für sich und für ihren Enkel in Sicherheit zu bringen.

Graziane war die Einzige in der Familie, die vollkommen auf den Plan ihres Mannes einging. Nach ihrer Art sich kopfüber in eine Richtung zu werfen, die dem aufgeregten Gefühl entsprach, wollte sie ihre frühere Schroffheit vergessen machen, indem sie Alles gut hieß, was ihr die Besserung ihres Mannes zu verbürgen schien.

„Er hat sich in Paris mit einem vortrefflichen Mann befreundet," sagte Graziane ihrem Vater, „mit einem Grafen Richecourt, der im Begriff ist, sich mit der Tochter eines ungeheuer reichen Mannes in Bordeaux zu verheirathen. Deren Mitgabe von zehn bis zwölf Millionen will er zur Gründung eines großen Bankhauses in Paris verwenden — und da der Name Erting wohlbekannt ist, hat er meinem Mann vorgeschlagen, sich mit ihm zu associren. Ignaz ist entschieden; er will sich mit diesem Freunde verbinden und sich ganz und gar den Geschäften widmen. Ich begrüße diesen Entschluß als das Morgenroth besserer Tage um so sicherer, als Ignaz verlangt, ich möge ihn begleiten und mich nie wieder von ihm trennen."

„Das wäre allerdings ein gutes Zeichen," versetzte Veldegg, „wenn er seine guten Vorsätze hier ausführen wollte. Er ist der Geschäfte unkundig und gefährlichen Versuchungen leicht zugänglich. Für solche Leute ist Paris kein günstiger Boden. Suche ihn zu bewegen bei uns zu bleiben."

„Unmöglich, Papa! Nachgiebigkeit ist meine Pflicht!" rief Graziane abbrechend.

Veldegg kam eines Tages von seinem Morgenbesuch bei Eugenia zurück und trat ganz aufgeregt bei Emerenz ein.

„Bestes Kind," sagte er, „ich muß Dir gestehen, daß wir — Eugenia und ich — nicht mit der Richtung

zufrieden sind, in welche Du Deine Schwester gebracht hast. Sie ist ohne Zweifel sehr fromm, denn sie geht täglich in die Messe, sie betet stundenlang, sie läßt hier eine Kerze brennen und dort Blumen aufstellen; — aber sie ist unvernünftig geblieben wie sie war — jedoch im andern Extrem. Nachdem sie jahrelang nichts im Sinn hatte, als Trennung von Ignaz, geht sie jetzt mit vollen Segeln und unter dem Vorwand, Unterwürfigkeit sei ihre Pflicht, auf sein unsinniges Project ein .... und Du bist es, die Graziane fanatisirt."

„Ich habe versucht, Graziane aus ihrer verzweiflungsvollen Stimmung zu reißen, indem ich sie auf ein Leben im Glauben hinwies — nämlich auf opferwillige Pflichterfüllung und Selbstverleugnung, lieber Papa. Das Gebet ist uns höchst nothwendig, um diese Tugenden zu üben. Wenn Graziane das übertreibt, und wenn sie sich ohne Ueberlegung den Wünschen ihres Mannes fügt, so hängt das leider mit ihrer Eigenart zusammen: sie wurde immer von Gefühlen überwältigt, und auch jetzt scheint ihre Frömmigkeit eine Sache des Gefühls — nicht aber eine innere Sammlung und Richtung des Willens auf den Willen Gottes zu sein .... was Niemand mehr bedauert als ich; denn ich fürchte sehr, daß ihre Frömmigkeit so wenig von Dauer sein wird, wie einst ihre Schwärmerei für Ignaz."

„Es ist entsetzlich, welche Scene sie ihrer Schwiegermutter macht, weil diese gegen das Pariser Project sich

ausspricht — was jeder Vernünftige, der es mit Ignaz gut meint, thun muß. Und es ist höchst widerwärtig, daß sie dabei stets den Willen Gottes im Munde führt. Beruft man sich auf höhere Erkenntniß, so handele man demgemäß. Wir Alle wünschen, daß Ignaz hier bleibe, wenn er es mit seiner Besserung ernstlich meint; und anstatt sich mit uns, den Erfahrenen zu verbinden, folgt sie kopflos ihrem Mann und behauptet, Gott wolle es und Gott werde sie nicht verlassen und ähnliche Redensarten."

Emerenz suchte ihren Vater zu beruhigen und Graziane umzustimmen. Jenes gelang ihr unvollkommen, weil Eugenia ihn immer wieder aufregte; dieses gar nicht. Graziane sagte:

„Ich verstehe Dich nicht! Du hast früher behauptet, mein Platz sei bei Ignaz .... und jetzt, da ich ihn einnehmen will, behauptest Du das Gegentheil."

„Durchaus nicht! Bleibe bei Ignaz ... bestimme ihn aber dem Rath der Sachverständigen zu folgen und hier zu bleiben."

„Ignaz ist kein Kind, das man am Gängelband führt," sagte Graziane verletzt. „Er hält es für zweckmäßig und dem Glanz des Hauses sehr förderlich, nach Paris zu übersiedeln, wo wir uns häuslich niederlassen und einrichten wollen. Er findet auch, daß es für mich ganz nothwendig sei, endlich einmal aus der Vormundschaft seiner guten Mama herauszutreten und selbst-

ständig ein Haus zu führen, was — wie die Verhältnisse nun einmal hier sind — unmöglich durchzusetzen wäre. Dies Alles hat er gründlich erwogen, und statt ihm Vertrauen zu zeigen, da er doch augenscheinlich einen guten Weg betritt, kränkt Ihr Alle ihn und mich durch unberechtigten Widerspruch. Was wir wollen ist gut . . . folglich ist es der Wille Gottes."

Die Niederlassung in Paris war unabänderlich beschlossen.

„Liebe Emerenz, wie traurig ist es, daß unsere gute Graziane durch die Frömmigkeit so eigensinnig und selbstgefällig geworden ist," sagte Eugenia im bedauernden Ton.

„Die Sache verhält sich etwas anders," erwiederte Emerenz ruhig; „Graziane hat sich mit ein wenig Eigensinn in ihre Ansicht vertieft und ist nicht fromm genug, um sich einer besseren zu unterwerfen. Mangel an wahrer Frömmigkeit ist ihr Fehler."

Konnte Eugenia nichts gegen Emerenz einwenden, so blieb sie doch Veldegg gegenüber bei jener Behauptung. Der Gedanke war ihr unerträglich, Emerenz könne zwischen ihr und Veldegg eine geistige Kluft ziehen, wie sie bereits eine äußere Schranke zwischen ihnen gesetzt hatte, und sie sah in Emerenz eine Widersacherin, welche sie zu bekämpfen habe, um nicht ihr einziges Glück zu verlieren: ihre Seelenharmonie — wie sie es nannte — mit Veldegg. Er seinerseits fand

Eugenia, theils wegen ihres Sohnes, theils wegen Grazianens unkindlichem Benehmen so unaussprechlich zu beklagen, daß er sie mit der zartesten Aufmerksamkeit und liebreichsten Schonung ihrer Schwächen behandelte und durch Rücksicht auf ihre eifersüchtige Laune nicht selten Emerenz wehe that, die aber stets in gleichmäßiger Liebe und Sanftmuth verblieb, obschon ihr Herz tief die Zurücksetzung empfand, die sie zuweilen wegen Eugenia hinnehmen mußte. Wollte Unwille oder Verzagtheit sie übermannen, so ging sie zu dem Mann ihres Vertrauens, bei dem sie sich ohne Rückhalt aussprechen durfte, und der unzerstörbare Gleichmuth des Pfarrers versetzte sie wieder in ihr gefährdetes Gleichgewicht.

„Es heißt," sagte sie ihm einmal, „daß die Schiffer in heftigen Stürmen Oel auf die Wellen gießen und daß die tobenden Fluten sich besänftigen und den Lauf des Schiffes nicht länger hemmen; so ist's, wenn ich mit Ihnen gesprochen habe. Die See geht noch gewaltig hoch, aber das Schiff setzt wenigstens die mühsame Fahrt fort."

„Und das ist die Hauptsache, liebe Frau Gräfin."

„Im Grunde ist es die Hauptsache, daß es ein anderes Schiff, welches es in Schlepptau genommen hat, mit sich in den Hafen führe."

„Mit nichten, liebe Frau Gräfin, Ihr eigenes Schiff sollen Sie in den Hafen bringen; das ist unsere große, unsere eigentliche Aufgabe. Verwenden Sie alle Kräfte

darauf, Ihre eigene Seele zu retten. Diese Arbeit ist schwer genug, und vielleicht wird Ihnen dafür die Gnade zu Theil, die Sie ersehnen."

„Es ist egoistisch, Herr Pfarrer, zuerst an uns zu denken."

„Dieser Fall macht eine Ausnahme. Zuerst und vor Allem müssen wir unsere eigene Seele durcharbeiten und ausbilden; dann erst kann Gott sich ihrer als tüchtiges Werkzeug für seine Zwecke bedienen, — wenn das in seinem Plan liegt. Und wenn das nicht, so hat sie genug gethan mit ihrer eigenen Heiligung, um zu ihrem ewigen Ziel zu gelangen."

Und so machte sich Emerenz immer wieder an ihr Tagewerk: so zu leben, so zu sein, wie es ihrem Vater genehm war. Dazu gehörte wesentlich das, was ihr am wenigsten zusagte, ein beständiger und — wenigstens äußerlich — freundschaftlicher Umgang mit Eugenia. Zog sie sich ein wenig zurück, so spürte sie sogleich an dem Benehmen ihres Vaters, daß er damit unzufrieden sei. Es kränkte ihn, theils weil er darin eine Mißbilligung seiner Freundschaft mit Eugenia sehen wollte, theils weil Eugenia nie die Veranlassung vorüber gehen ließ, um eine kleine Bemerkung fallen zu lassen, die ihn verstimmte.

„Für die liebe Emerenz," sagte sie lächelnd, „fliegt mein Geist nicht hoch genug. Ich begreife, daß sie selten mich besucht, und ich beklage es hauptsächlich des-

halb, weil Sie sich behaglicher fühlen, wenn Emerenz nicht zwischen uns fehlt."

War aber Veldegg abgehalten worden Eugenia zu besuchen, wenn sie ihn erwartete, so sagte sie — aber stets lächelnd und zuweilen im scherzenden Ton:

„Ja, ja! ich kenne die liebenswürdige Emerenz!... sie liebt ihren Vater so zärtlich, daß sie eine gewisse Eifersucht empfindet und ihn jedem andern Umgang entziehen möchte."

Dem widersprach Veldegg freilich; doch konnte er sich nicht der immer wieder auftauchenden Besorgniß erwehren, Emerenz sinne nur auf seine Bekehrung. Das war ganz richtig; doch an Ueberredung oder an Vorstellungen dachte sie nicht, und kamen zuweilen religiöse Ansichten oder Glaubenslehren zur Sprache, so begnügte sie sich die Prinzipien fest und klar hinzustellen, damit Jeder die richtigen Folgerungen ziehen und zum richtigen Schluß gelangen könne.

„Nichts ist abstoßender als die Lüge, welche jetzt die Welt beherrscht!" rief Veldegg; „das Recht wird krumm gemacht, das Licht wird geschwärzt, die Wahrheit wird verdreht — es muß anders werden."

„Hat eine Richtung der Zeit sich erschöpft, so hört sie ganz von selbst auf," sagte Eugenia.

„Man kann aber ihr Ende beschleunigen und eine bessere Zeit vorbereiten, indem man gegen das Schlechte und Verkehrte reagirt, andere Prinzipien aufstellt und

sich zu ihnen hält. Diese furchtbare Auflehnung gegen rechtmäßige Autorität und diese sklavische Unterwerfung unter den Popanz, den man Gesetz nennt und der weiter nichts ist, als eine Ausgeburt des Hasses gegen historisches, natürliches und persönliches Recht, versetzt die Menschheit in solche Barbarei, daß ohne Zweifel Tausende mit uns sagen: Es muß anders werden."

„Damit ist nichts gewonnen, bester Veldegg!" sagte Eugenia.

„Gar nichts!" setzte Emerenz hinzu. „Erkenntniß des Besseren ohne auch den Willen ihm zuzuwenden, entmuthigt und erschlafft."

„Aber die Erkenntniß fehlt, bestes Kind."

„Das bezweifle ich, lieber Vater! Wer mit Aufrichtigkeit sagt: Es muß besser werden — der erkennt in seinem innersten Herzen, daß der Mangel an Gottesfurcht der Krebsschaden der Zeit ist — und daß dieser Mangel nicht durch äußere Ereignisse gehoben, daß bessere Zustände nicht von Außen in die Masse des Volkes gebracht werden können, sondern daß eine solche durchgreifende Umbildung in jedem Einzelnen vorgehen und er sein Scherflein beitragen müsse, um die Menschheit auf die Stufe zu heben, der sie entsunken ist."

„Das sind Schwärmereien, gutes Kind, die für unsere realistische und materialistische Zeit nicht passen."

„Du nennst es so, liebster Vater," entgegnete

Emerenz lächelnd; „ich nenne es Wahrheit, die für Jeden von uns paßt.“

„Wie schwer verständigt man sich über Dinge, die über das Einmaleins hinausgehen,“ sagte Eugenia abbrechend.

Veldegg schwieg, denn sein Verstand neigte sich der Ansicht seiner Tochter zu und er dachte für sich: Wenn sich der Wille jedes Einzelnen auf Erkenntniß der Wahrheit ehrlich und ohne Rückhalt richtete, so wäre die Verständigung über die wichtigsten Fragen nicht allzu schwer, weil sie Alle denselben Maßstab führten und demselben Licht folgten; und nicht ungern hing er solchen und ähnlichen Gedanken nach. Gleichwohl gab er ihnen keinen Ausdruck, keine Folge; und er, der so ängstlich bemüht war, sich vor dem Einfluß seiner Tochter zu hüten, bemerkte nicht, daß er in der Abhängigkeit von Eugenia's Einfluß sei. Freilich gab er sich darüber keine Rechenschaft. Die Gewohnheit hielt Einsicht und Urtheil in Banden. Das ist ihr Fluch.

## Zweites Kapitel.

Gräfin Tengenberg hatte jahrelang einer ungerechtfertigten Abneigung gegen Emerenz Raum gegeben und ihr eine Schuld an dem unseligen Duell beigemessen, welche die Arme, die am schwersten davon betroffen wurde, in keiner Weise hatte. Endlich war Gräfin Tengenberg denn doch zu dieser Einsicht gelangt. Sehr liebevoll schrieb sie an Emerenz, sprach ihr Verlangen aus, das alte herzliche Verhältniß wieder anzuknüpfen und lud sie dringend nach Obertengenberg ein. Die Gräfin setzte hinzu:

„Wir haben überlegt, Andreas und ich, daß ein „Wiedersehen für Euch Beide die schmerzlichste Erinnerung „hervorrufen würde und so wirst Du, liebste Emerenz, „ihn nicht treffen. Er macht eine Badereise nach „Ostende."

Emerenz nahm gern die Einladung an. Erkannte sie das Zartgefühl des Grafen Andreas in der Einrichtung seiner Badereise, so konnte sie sich doch nicht eines schmerzlichen Gefühls erwehren, daß gerade zwischen ihr und dem Manne, den sie am höchsten schätzte und

zu dem sie mit dem tiefsten Vertrauen sich hingezogen fühlte, eine solche Kluft sich aufgethan habe. Für alltägliche Freundschaften hatte sie keinen Sinn. Sie verlangte Höheres. Sie hatte es gefunden; — aber kaum gefunden für immer verloren! — Nirgends für mich ein Trost wie das Menschenherz es begehrt! seufzte sie; Gott allein! — —

Namenlose Wehmuth überfiel sie, als sie am Ziel ihrer Reise das alte graue Schloß auf dem Felsen am Strom gewahr wurde, und sie überdachte die seltsam verketteten Geschicke der Menschen. Einst hatte Andreas sie geliebt; einst hätte sie seine Gattin und als Herrin in dieses Schloß geführt werden können. Sie betrat es jedoch nur in dem Augenblick, als es die letzte Ruhestatt eines Gatten wurde, der nicht Andreas war, und sie hatte von jenem Aufenthalt nur zwei Punkte klar im Gedächtniß behalten: Hellmuth's Sarg und das schöne Crucifix über ihrem Bett. Diese waren so zu sagen zur Signatur ihres Lebens geworden.

Als ihr Wagen in den Hof einfuhr, hielt ein anderer Wagen vor der Thür des Schlosses, der zur Seite fuhr, um dem ihren Platz zu machen. Sie stieg aus und trat über ein Paar Stufen in die alterthümliche Halle. Da stand Andreas mit seiner Mutter, von der er Abschied genommen hatte. Rasch ging er auf Emerenz zu, die so bewegt war, daß sie stehen blieb und keines Wortes mächtig ihm schweigend die Hand

reichte. Er ergriff und drückte ſie mit ſeiner Linken, während er Emerenz mit einem Blick in's Auge faßte, als wolle er ihr Bild in ſeine Seele hinein ziehen — eilte aus der Halle, ſprang in ſeinen Wagen und fuhr von dannen. Mit einem Strom von Thränen ſank Emerenz in die Arme der Gräfin, die mit alter Zärtlichkeit und einem Gemiſch von Freude und Rührung Emerenz begrüßte.

Dieſe Empfindungen ſteigerten ſich in dem Maß, als ſie mehr und mehr und gleichſam von Neuem Emerenz kennen lernte und gewahr wurde, zu welcher innern Klarheit und Kraft ſie ſich entfaltet und welche hohe Auffaſſung vom Leben ſie hatte; und dann ſprach ſie ſeufzend zu ſich ſelbſt: Welche Frau wäre ſie für Andreas! . . . Warum mußte die verhängnißvolle Kugel juſt aus ſeiner Hand kommen. — Emerenz fühlte ſich ungemein wohlthuend durch das ſtille Leben der Gräfin angeſprochen. Vielleicht würde die Einförmigkeit ihr auf die Dauer nicht zugeſagt haben. Jetzt war es ihr eine Erquickung, aus der Unruhe von Deggenrain und Grafenthurm, wo Jeder etwas Anderes wollte, in dieſe friedliche Einſamkeit verſetzt zu ſein. Sie bewohnte wieder das grüne Zimmer mit dem kleinen Erker, dem großen Alkoven und dem ſchönen Crucifix. Alles was ſie umgab, die Einrichtung, die täglichen Gewohnheiten — Alles war einfach. Von Paris, von großen Geſchäften, von Schwindeleien, von Toiletten,

von Berechnung des Budgets für Ignaz und Graziane war keine Rede. Sie lebte wie auf einem andern Planeten und dachte erst dann an ihre Heimreise, als die Ankunft des Grafen Andreas nahe bevorstand. Zuweilen wurde sie von dem heißen Wunsch befallen ihn zu erwarten, ihn zu sprechen, ein Wort ihm zu sagen, ein Wort von ihm zu hören. Gräfin Tengenberg bat dringend darum. Doch Emerenz dachte für sich: Wozu soll das führen? ... es würde mich einen Augenblick beglücken und dann die Entbehrung desto schmerzlicher sein. Weshalb mir das Herz noch schwerer machen ... vielleicht auch ihm! ... Nein! ... wir sind uns begegnet wie zwei abgeschiedene Seelen ... und dabei soll es bleiben! — — Allein der Gedanke, dies sei vielleicht die letzte Begegnung gewesen — Andreas, der so bleich, so abgehärmt, so erschöpft aussehe, könne einem frühzeitigen Tode verfallen, erpreßte ihr heiße Thränen, und als sie endlich am Vorabend seiner Rückkehr Obertengenberg verließ, sprach sie für sich: So hat denn auch diese Freude ihren Schmerz.

In Deggenrain fand sie die ganze Unruhe der Welt vor. Harald Sternfels war gekommen und vertraute Veldegg an, seine Absicht sei sich um Emerenz zu bewerben. Durch den Tod seines Vaters in eine Lage versetzt, welche diesen Schritt begünstige, wage er zu hoffen, daß Emerenz ihren ältesten und treuesten Verehrer erhören werde.

Veldegg erwiederte, Emerenz werde sich schwer entschließen, ihren Vater zu verlassen, der alt und kränklich werde und der durch Grazianens Ueberfiedelung nach Paris ganz vereinsamt sein würde.

Harald versicherte hingegen, im Sommer werde sein Haus stets das seines Schwiegervaters sein, der Winter vereinige sie in der Residenz — und er werde in allen Dingen sich bestreben dem Beispiel zu folgen, das Emerenz gebe und ein guter Sohn sein.

Veldegg wurde um so mehr für den Plan gewonnen, als Eugenia lebhaft darauf einging und mit Spannung sahen alle drei Personen der Entscheidung der Hauptperson entgegen. Doch Emerenz lehnte ab.

„Ich habe nicht mehr den Muth die schweren Pflichten der Ehe zu übernehmen," sagte sie zu Harald — und ihrem Vater:

„Ich habe Harald recht gern, er ist ein guter Mensch, ein treues Herz. Allein er gehört zu den Männern, die sich gern im Glanz ihrer Frauen sonnen. Ich habe allerhand Gaben, welche die Welt bewundert, das ist eine Gefahr für mich; denn ich theile das allgemeine Loos der Sterblichen und finde Gefallen an Bewunderung. Würde diese Eitelkeit durch meinen Gatten genährt, so könnte das schlimme Folgen für mich haben. Der Gatte, dem ich mich und mein Glück für Zeit und Ewigkeit anvertrauen könnte, müßte einen andern Charakter als der gute Harald haben."

„Hoffst Du ihn zu finden?“ fragte Veldegg.

„O nein,“ versetzte sie ernst; „ich weiß, daß ich ihn nicht finde. Olinsky gegenüber schwankte ich zwischen Ja und Nein — und das Nein trug den Sieg davon. Jetzt spüre ich nicht die mindeste Schwankung, weil mir die Vorstellung widersteht, Harald's Gattin zu werden. Es ist der Wille Gottes und ich habe ihn reiflich überlegt, daß ich unvermält und — wenn Du es gestattest — bei Dir bleibe.“

„Welch Opfer bringst Du mir, mein geliebtes Kind!“

„O,“ rief sie und umarmte ihn zärtlich, „welch Opfer hast Du gebracht, als Du während langer, langer Jahre nur für Deine Kinder lebtest. Ich bin die Einzige, die es Dir einigermaßen vergelten kann — also gönne es mir.“

Harald war außer sich und versicherte, Emerenz werde sich besinnen und er lasse sich nicht so schnell entmuthigen. In drei oder sechs oder zwölf Monaten werde er wieder erscheinen und so fort, bis Emerenz, seiner Zudringlichkeit müde, ihn erhöre. Emerenz lächelte dazu und sagte:

„Das ist ein Harald'scher Einfall. Die Grundlage der Zudringlichkeit scheint mir für das Glück der Ehe nicht sicher genug.“

„Ich weiß Beispiele anzuführen, die für mich sprechen,“ versicherte Harald.

„Das kann möglich sein bei einer jungen unerfahrenen — oder auch bei einer koketten Person," sagte Emerenz; „ich aber bin weder das eine noch das andere."

Harald reiste ab, indem er Veldegg und Eugenia beschwor seine Fürsprecher zu sein, denn er werde wieder kommen.

Veldegg hätte sich nie dazu herbei gelassen, wenn nicht Eugenia auf Harald's Seite gewesen wäre. Ihr war Alles willkommen, wodurch Veldegg und Emerenz möglichst getrennt würden, und so brachte sie es dahin, daß Veldegg, nachdem er ein Paar Tage sehr verstimmt war, endlich zu Emerenz sagte:

„Ich habe mir lange im Stillen die Sache mit Harald überlegt, liebes Kind, und bin schließlich zu der Ansicht gelangt, es sei vielleicht gerathen, seinen Antrag anzunehmen."

„Vor vier Wochen dachtest Du anders, bester Vater," entgegnete Emerenz ruhig; „darf ich fragen, was Dich umgestimmt hat?"

„Ich will es Dir aufrichtig sagen, obschon ich fürchte Dir weh zu thun — wenn es auch nur leeres Geschwätz ist, was man sagt."

„Und was sagt man?"

„Nach jenem unseligen Duell gab es Stimmen, welche übelwollend oder schlecht unterrichtet waren und die Ansicht aussprachen, in Folge der heftigen Leidenschaft, die Graf Andreas für Dich empfinde, sei Hell-

müth's Eifersucht ausgebrochen und habe zu jenem tragischen Ende geführt. Jetzt, seit Deinem Besuch bei Gräfin Tengenberg, sind wiederum Leute da, welche behaupten, es habe seine Richtigkeit mit der Leidenschaft des Grafen Andreas, Du erwiederteſt seine Neigung, Ihr hättet Euch jetzt verständigt und dächtet an eine Vermälung. Ich bin überzeugt, daß ein solcher Mangel an Sinn für das Schickliche und an Zartgefühl meiner Emerenz ganz und gar unähnlich ist; allein das widerliche Gerede verdrießt mich und es würde sogleich verstummen, wenn Du unsern guten Harald beglücken wollteſt."

„Es wird verstummen, liebster Vater, vielleicht nicht sogleich, doch gewiß über's Jahr, wenn ich Graf Andreas nicht heirathe und ruhig bei Dir bleibe. Um den Leuten den Mund zu schließen, möchte ich doch nicht eine unwillkommene Ehe eingehen."

„Es kränkt mich über alle Maßen, Deinen Ruf gefährdet zu sehen."

„Sei ruhig, liebster Vater! nicht von einigen bösen Zungen, sondern von unserm ganzen Wesen und Benehmen hängt unser Ruf ab — und ich lade unverzagt zu einem Zeugniß für mich — Harald selbst ein."

Ihr gelassenes Benehmen dämpfte Veldegg's Unmuth, und er gab sich zufrieden, daß Emerenz bei ihrer Ablehnung blieb. Für sie aber, für ihren offenen

ehrlichen Charakter war der andauernde geheime Krieg, den Eugenia gegen sie führte, eine furchtbare Qual. Welche Ueberwindung es sie kostete, welchen Kampf mit sich selbst sie zu bestehen hatte, mit welcher ungeheuern Anstrengung sie sich gegen die Empörung ihrer Natur zusammen nehmen mußte, in welchem Aufschrei unter einer beständigen Folterung ihrer Eigenthümlichkeit sie zuweilen ausbrach: das hörte kein Ohr und sah kein Auge, als das des guten stillen Pfarrers. Bevor er sich überzeugt hatte, daß sie im Stande sei auf dem eingeschlagenen Wege auszuharren, machte er ihr Schwierigkeiten. Doch nachdem er ihrer Beharrlichkeit inne wurde, suchte er sie kräftig zu unterstützen und ihr Muth zu machen in dem heißesten Kampf, den der Mensch führen kann, in dem Kampf gegen die Neigung, die Richtung, die Befähigung seiner Natur.

Dies energische Herz, immer niedergedrückt, immer in Fesseln gelegt, rächte sich physisch für die moralische Qual, und der Arzt empfahl ihr die größte Stille und Ruhe.

„Wäre es nicht zweckmäßig," sagte Eugenia mit größter Theilnahme zu Veldegg, „daß sich Emerenz selbstständig in Hainau niederließe?"

„Weshalb denn das!" versetzte er befremdet.

„Sie hätte dort mehr Spielraum für ihre Thätigkeit. Sie äußerte kürzlich, der schöne Garten sei ganz verwildert, die Einrichtung des Hauses sei höchst mangel-

haft. Sie könnte dort organisiren und ein wenig nach ihrem Sinne regieren — wie der Mensch das nun einmal gern hat."

„Sie kann bei mir organisiren was — und regieren wie sie will," versetzte er unmuthig.

„Bester Veldegg, in Ihrem unvergleichlichen Hause fällt das weg. Da gleitet Alles auf Schienen dahin. Sie wissen wie junge Leute sind. Das Chaos gefällt ihnen, wenn sie es lichten dürfen; sie haben Freude am Schaffen."

„Hat Emerenz in diesem Sinn mit Ihnen gesprochen?"

„Durchaus nicht. Ich erlaube mir nur Sie auf eine Maßregel aufmerksam zu machen, die zweckmäßig sein dürfte."

Veldegg überdachte den Vorschlag, fand, daß Emerenz etwas leidend aussehe, sprach mit dem Arzt, der selbstverständlich sagte, schaden könne es nicht und fragte schließlich Emerenz, ob eine selbstständige Niederlassung in Hainau ihr genehm sei. Er sei in diesem Fall bereit, die Hand dazu zu bieten. Emerenz entgegnete höchst verwundert:

„Was sollte ich dort anfangen, bester Vater! ich ganz allein! Das wäre eine klägliche Existenz; . . . ich bin nicht für eine solche Einsamkeit geschaffen und habe daher auch kein Verlangen nach ihr."

Veldegg ließ die Sache sogleich fallen, Emerenz

wußte aber, daß Eugenia sie angeregt habe, weil sie fort und fort darauf sann, Vater und Tochter zu trennen. Doch je älter der Vater wurde, desto fester stand der Entschluß der Tochter ihn nicht zu verlassen.

Da trat ein Ereigniß ein, das ihr wie ein zweischneidiges Schwert durch die Seele ging. Veldegg erkrankte lebensgefährlich. Der Pfarrer besuchte ihn, wie der gute Geistliche die Kranken seiner Gemeinde zu besuchen pflegt und Veldegg empfing ihn freundlich. Doch als der Pfarrer den eigentlichen Zweck seines Besuches zur Sprache bringen wollte, sagte Veldegg gelassen, er werde zu sterben wissen; der Tod erschrecke ihn nicht und der Pfarrer möge so gut sein, ihn nicht in seinem Frieden zu beunruhigen. Tief betrübt mußte sich der Pfarrer entfernen. In der folgenden Nacht erwartete der Arzt die Crisis. Emerenz durchwachte sie theils mit dem Kranken beschäftigt, theils im Gebet, theils in einem so namenlosen Schmerz, daß sie ihrer Gedanken nicht mächtig war. Der Pfarrer hielt sich in der Nähe des Krankenzimmers auf, betend, immer hoffend auf einen Sonnenblick der Gnade — der nicht kam. Emerenz ging zuweilen zum Pfarrer und wechselte einige Worte mit ihm.

„Beten und hoffen," wiederholte er stets.

„Ich bin zu jedem Opfer bereit," sagte sie händeringend, „wenn nur seine Seele gerettet wird."

„Auch zu dem Opfer seines Lebens, liebe Frau Gräfin?"

„Es wäre mir eine Wonne mit ihm zu leben, wenn er ein gläubiger Christ würde. Müßte er aber zeitlich sterben um ewig zu leben, so nehme ich den Tausch an.“

„Und Ihr eigenes Leben . . . würden Sie es opfern um diesen Preis?“

„Mit Freuden!“ rief sie.

„Das Sterben ist bitter und schwer, liebe Frau Gräfin; Sie sehen, wie furchtbar der Herr Baron leidet.“

„Mit Freuden!“ wiederholte Emerenz.

Es kam anders. Veldegg überstand die Crisis.

„Er ist gerettet und mein Herz kann nicht frohlocken!“ Mit diesen Worten trat Emerenz in das Zimmer, wo sich der Pfarrer aufhielt und sank erschöpft in einen Sessel.

„Im Gegentheil, liebe Frau Gräfin, danken Sie Gott und hoffen Sie. Denn der barmherzige Gott läßt vielleicht Ihrem Herrn Vater nur deshalb das Leben, damit er sich allendlich doch bekehre.“

„Haben Sie Hoffnung?“ fragte Emerenz muthlos.

„Sind Sie kleingläubig, liebe Frau Gräfin?“ fragte er sanft.

Als die Gefahr drohend wurde, war Graziane gekommen; sie allein. Niemand fragte, weshalb Ignaz sie nicht begleite. Um desto mehr staunte Emerenz zu

vernehmen, was Graziane ihr ohne die geringste Aufforderung mittheilte und dadurch bestätigte, was ihre Briefe besagten.

„Wir leben in schönster Eintracht, Ignaz und ich. Wir haben eine reizende Wohnung, schöne Pferde, gute Gesellschaft, Zutritt zu den elegantesten und besten Salons, und es fällt uns nicht ein, Paris jemals zu verlassen. Ich bin in einem großartigen Wohlthätigkeitsverein. Mit vielen Damen aus der ersten Gesellschaft helfe ich Lotterien für die Armen arrangiren und Bazars organisiren. Wir haben enorm zu thun, denn in Paris ist Alles riesig — auch das Elend. Haarsträubende Scenen der Armuth und Noth könnte ich Dir erzählen. In unseren Vereinssitzungen kommt das Alles zur Sprache. Es war eine Eingebung des Himmels, daß wir uns in Paris niederließen.“

„Und was treibt Dein Mann?“ fragte Emerenz. „Aus seinem Plan, sein Bankhaus nach Paris zu verpflanzen, ist nichts geworden; das wissen wir längst. Er war aber im vorigen Sommer so begeistert für Thätigkeit, daß er sich doch sehr empfindlich getäuscht fühlen muß.“

„Die Vermälung des Grafen Richecourt mit der Erbin von zwölf Millionen ist wegen der großen Jugend der Braut aufgeschoben. In zwei Jahren etwa wird sie stattfinden, und sind dann die Conjuncturen so, wie die Herren es wünschen, werden sie ohne

Zweifel ihren Plan ausführen. Um Geschäftssachen bekümmere ich mich nicht."

„Das begreife ich . . . indessen doch um die Beschäftigungen Deines Mannes, nicht wahr? Was treibt er in Paris?"

„Was er treibt? beste Emerenz, er unterhält sich. Paris ist so beschaffen, daß man sich bei jedem Schritt und Tritt unterhält. Er geht umher, er schaut dies an und das an, er spricht mit Diesem und mit Jenem . . . und so erfährt er immer etwas Neues mehr und minder Unterhaltendes. Dann liest er . . . sehr viel liest er, weilet im Bois de Boulogne, geht in's Schauspiel. . . . und so verstreichen seine Tage höchst ruhig und angenehm, ganz wie die meinen, nur in anderer Weise."

Emerenz mußte sich begnügen diese Lobeserhebungen zu hören, denn auf alle Fragen bezüglich eines ernsten oder eines innern Lebens ging Graziane entweder gar nicht ein, oder beantwortete sie mit Wohlthätigkeitsverein, mit Bazar und Lotterie für die Armen. Es war klar, daß sie in jeder Beziehung in Aeußerlichkeit sich ausgegossen hatte; folglich war Emerenz sehr wenig beruhigt über Ignaz. Einige Tage nach der glücklichen Crisis reiste Graziane wieder ab, um nicht Ignaz und den kleinen Emerich allzulange allein zu lassen. Sie hatte ihre Schwiegermutter, die täglich nach Deggenrain kam, nur flüchtig gesprochen, ihr aber die Versicherung gegeben,

daß sowohl sie wie Ignaz sich der größten Sparsamkeit befleißigten — eine Versicherung, von der Eugenia genau das Gegentheil für wahr hielt. Grazianens Erscheinung hatte auf Niemand einen guten Eindruck gemacht.

„Welch ein schmerzlicher Gegensatz und wie muß er Dich betrüben!“ sagte Eugenia mit ihrer sanftesten Stimme zu Emerenz; „fromm wie eine kleine Heilige hast Du vor einem Jahr Deine Schwester entlassen und ach! wie frivol finden wir sie wieder.“

Emerenz gab weiter nichts zur Antwort als: „Arme Graziane.“ Sie ließ sich auf keine Discussion mit Eugenia ein; aber sie wußte, diese werde nicht ermangeln denselben Ton gegen Veldegg anzuschlagen, um ihm wieder und immer wieder das Oberflächliche und Bedeutungslose der Frömmigkeit und überhaupt des positiven Christenthums vor Augen zu führen. Diese ewigen Nadelstiche auf die zarteste und wundeste Stelle ihres Herzens, verbunden mit der gesteigerten Sorge um ihren Vater, über dessen Zustand die Aerzte sich dahin ausgesprochen hatten, daß ein neuer Anfall ebenso wahrscheinlich wie gefährlich sei — dazu ihre inneren Kämpfe: das Alles wirkte zu gewaltig auf ihre ganze Organisation, um nicht an ihrer Gesundheit zu nagen. Doch sie beachtete nicht den Rath des alten Hausarztes, eine Brunnencur zu brauchen.

Veldegg erholte sich allmälig und wurde wieder

nach dem Badeort geschickt, den er schon mehrmals mit Erfolg besuchte. Der Hausarzt kam darauf zurück, Emerenz möge während der Zeit das Bad besuchen, das er ihr angerathen hatte.

„Können Sie mir garantiren, daß mein Vater keinen Anfall seines Leidens haben wird, so lange er die Cur gebraucht?“ versetzte Emerenz.

„Das ist unmöglich!“ rief er.

„Nun, Herr Doctor, dann können Sie mir ebenfalls unmöglich zumuthen, daß ich ihn verlasse.“

„Ein Telegramm würde Sie ja sogleich rufen“...—

„Und ich würde in Erwartung dieses Telegramms in beständiger Spannung schweben und nicht die sorglose Ruhe genießen, die zum Erfolg einer Badecur gehört. Lassen wir das. Der Sommer ist noch lang.“

„Wir sind bereits Mitte August und Ihr Herr Vater hat mindestens vier Wochen nöthig. Dann ist es aber für Sie zu spät.“

„So wollen wir den nächsten Sommer abwarten,“ sagte Emerenz freundlich und entschieden.

---

## Drittes Kapitel.

Der Sommer verging und auch der Winter ganz in den alten Verhältnissen und im längst gewohnten Geleise. Da trat ein ganz unerwartetes Ereigniß ein. Graziane schrieb, ihr Mann sei von einer Geisteskrankheit befallen. Man möge jedoch nicht allzu besorgt sein. Man habe ihn einem Specialarzt für diese Fälle übergeben und ihn in dessen Klinik gebracht; es sei Hoffnung auf Genesung vorhanden. Sie brauche aber höchst nöthig Geld; denn sie wisse es sich nicht zu verschaffen, da Ignaz ganz besinnungslos sei.

Diese Nachricht versetzte Alle in die heftigste Unruhe. Der Geschäftsführer wies nach, daß sich Ignaz fort und fort ganz enorme Summen habe schicken lassen — wie war es möglich, daß Graziane mittellos sei! Veldegg erklärte sogleich, er werde nach Paris gehen und Emerenz, sie werde ihn begleiten. Eugenia erklärte aber:

„Meinen unglücklichen Sohn sollte ich im Irrenhaus sehen! ... Nein! ... macht was Ihr wollt — ich gehe

nicht mit .... Solchen Schrecknissen sind die Kräfte einer Mutter nicht gewachsen."

Man begriff das und Veldegg sagte:

„Ich aber muß meinem armen verlassenen Kinde im fremden Lande zu Hülfe kommen, denn die Arme ist ja nach allen Seiten hin rathlos ... eine Frau von vierundzwanzig Jahren mit einem sechsjährigen Knaben ... kann man sich etwas Hülfsbedürftigeres vorstellen!!" —

Er ging mit Emerenz nach Paris, nachdem er Grazianen seine Ankunft gemeldet hatte. Er fand sie trostlos. — — —

Da Ignaz vor zwei Jahren stets von seinem Verlangen nach Beschäftigung gesprochen hatte, ohne aber mit dem praktischen Geschäftsgang sich zu befassen, so wähnte Graziane, die keine Ahnung von den Kenntnissen hatte, welche ein solches Geschäft erfordert, er werde sich in Paris den ernstesten Studien widmen und mit Eifer einen gründlichen Cursus der Staatswissenschaften, des Finanzwesens, der Volkswirthschaft durchmachen. Sie ermunterte ihn dringend, dies ja nicht zu versäumen, da in Paris ohne Zweifel für alle Zweige des menschlichen Wissens Lehrstühle eröffnet wären.

„Dann kannst Du vielleicht einmal Finanzminister werden," setzte sie hinzu, um seinen Ehrgeiz anzuspornen; „was wäre das für ein Triumph und welche großartige Laufbahn würde sich für Emerich eröffnen."

Damit wäre Ignaz ganz zufrieden gewesen, — aber Ueberwindung, aber fortgesetzte Aufmerksamkeit, aber geistige Anstrengung, um zu verstehen, zu begreifen, festzuhalten, was diese abstrakten Gegenstände darboten und entwickelten — wie hätte seinem trägen, ungeübten Geist diese mühsame Arbeit gelingen können! Es war schon besser sie gar nicht zu beginnen — um so weniger, als er denn doch so viel Geschäftskunde hatte, um einzusehen, daß er sein Haus durch Theorien nicht fördern werde, weil ihm die Praxis fehle und er denn doch zu alt und zu hochgestellt sei, um sich in die Lehrjahre zu versetzen.

So kamen sie vor zwei Jahren nach Paris, wo Graziane in einer für sie ganz neuen Freude schwelgte: sie richtete ihr Haus ein. Ignaz ließ ihr durchaus freie Hand, sowohl was den Geschmack als was die Casse betraf — und da Graziane, obschon sieben Jahre vermält, nur bei ihrer Schwiegermutter oder in Gasthöfen gelebt hatte, so schien es ihr entzückend, ein eigenes Haus zu haben. Von dem Werth der Dinge, so wie von dem was die Einrichtung eines Hauses, und eine Haushaltung koste, auch von dem Vermögen ihres Mannes hatte sie keinen Begriff. Sie gab Unsummen aus und wähnte, ihre Einrichtung auf's Billigste gemacht zu haben, weil die Kaufleute und Lieferanten hoch und theuer versicherten, wegen der Ehre sie zu bedienen, ließen sie ihr Alles um den halben Preis.

Derjenige, der ſie in dieſem Punkt hätte aufklären können, wurde bald entfernt. Graziane ſchrieb ihrer Schweſter:

„Ich hoffe, liebe Emerenz, Du gehſt auf meinen Wunſch ein, und wir geben die Stelle eines Haushofmeiſters in Hainau — da die alte Caſtellanin geſtorben iſt — dem vortrefflichen Bergmann. Er wird dort ganz an ſeinem Platz ſein und mit größter Ordnung, Treue und Pünktlichkeit quaſi unumſchränkt regieren. Dieſe Art von Regierung liebt er dermaßen, daß er mir gegenüber fortwährend Hofmeiſtergelüſte an den Tag legt, die für ihn eben ſo unpaſſend, als für mich läſtig ſind ꝛc. ꝛc.“

Emerenz antwortete, Graziane möge ſich doch ernſtlich beſinnen, ob es vernünftig ſei, einen erprobten treuen Diener von Ignaz zu entfernen. Ihr ſei ſelbſtverſtändlich Bergmann als Haushofmeiſter in Hainau ſehr willkommen.

Er wurde es denn auch ſehr bald. Bevor er ſeinen Poſten antrat, ſtellte er ſich Emerenz vor und erwiederte auf ihre Frage mit Thränen im Auge:

„Die Frau Baronin meint es ſehr gut, iſt aber gar unerfahren und will Alles nach ihrem Sinn haben, und der Herr Baron läßt ſie gewähren. Er hat noch immer in der Hauptſache ſeine gute Zeit — Gottlob! Doch das kann ſich ändern wie man die Hand umdreht ... und je länger die Pauſe war, deſto ſchlimmer und ſchlimmer wird jeder neue Anfall.“

Indessen waren Grazianens Briefe so, daß Emerenz sich für den Augenblick beruhigen durfte. Ignaz ging mit Graziane in die Welt der hohen Finanz und sie lebten ganz und gar im Ton, im Kreise und auf dem Fuß der guten Gesellschaft. Das Alles erzählte und beschrieb Graziane mit großer Ausführlichkeit. Anfangs hatte sie ihre andächtigen Gewohnheiten beibehalten; doch nicht allzu lange. Die Zeit verstrich so schnell — es gab so viel zu thun — es war so entsetzlich unbequem, daß es um zwei oder drei Uhr keine Messe gab: in diesem Fall hätte man sie mit der allgemeinen Ausfahrt in Verbindung bringen können. Man schlief aber bis zehn Uhr, auch wohl noch länger. Wie war es möglich, eine halbe Stunde für die Messe zu finden! Ueber diesen Punkt beobachtete Graziane tiefes Stillschweigen gegen ihre Schwester. Sie sprach für sich: Die Hauptsache ist ja, daß Ignaz durch unsere gute Ehe gebessert werde.

Ignaz hatte seinen Freund, den Grafen Richecourt sogleich Grazianen vorgestellt. Sie fand ihn mäßig angenehm, und es machte ihr keinen guten Eindruck, daß der großartige Plan, für den er Ignaz gewonnen hatte, vor der Hand aufgegeben werden mußte.

Graf Leonie de Richecourt war ein Sohn aus guter Familie, hatte sehr angesehene Verwandte und war wohlgelitten in der Gesellschaft, deren Ton und Manieren er besaß. Er war aber besessen von der allgemein

grassirenden Krankheit, reich zu werden ohne zu arbeiten, und in möglichster Geschwindigkeit. Eine reiche Heirath führte am schnellsten zum Ziel .... Seine Eltern waren es herzlich müde fort und fort seine Schulden zu bezahlen und hatten ihm erklärt, er müsse fortan auf eigenen Füßen stehen, und sie würden ihn gern in diesem Streben unterstützen — nur nicht durch Geldmittel. Durch allerhand Combinationen und Protectionen gelang es ihm, eine Bewerbung anzuspinnen bei der Tochter eines ungeheuer reichen Weinhändlers in Bordeaux, die überdies durch ihre verstorbene Mutter ein immenses Vermögen besaß, welches ihr an ihrem Hochzeitstag zu übergeben war. Graf Richecourt bekam die Antwort, das Fräulein spiele noch mit Puppen; in drei Jahren dürfe er seine Werbung wieder vorbringen. Er zweifelte keinen Augenblick an dem Erfolg und verkündigte mit der größten Keckheit seine heimliche Verlobung. Ignaz, den er in einem eleganten Spielsaal kennen lernte, oder vielmehr der Name Erting schien ihm eine gewisse Garantie für seine hochfliegenden Pläne zu bieten, und da er ein ganz unerschöpfliches Redetalent und die Gabe besaß, die rosige Seite einer Sache in tausend Facetten so lange spielen zu lassen, bis sein Zuhörer ganz geblendet war vom Uebermaß des Rosenroths: so hatte er bei dem schlaffen Ignaz, der eben damals in seiner besten Stimmung war und Jemand zur Hand zu haben wünschte, der ihn hielt,

trieb und drängte, gewonnenes Spiel. Richecourt war kein böser Mensch und hatte keine schlechten Absichten bei diesem Verfahren. Er war nur so unerhört oberflächlich und leichtsinnig, daß er dasjenige für wahr und richtig hielt, was sich ihm als zweckdienlich vorspiegelte. Als Ignaz nach Paris übersiedelte, um nach seiner Meinung den ersten Schritt zu einer grandiosen Unternehmung zu thun, erklärte Richecourt vor der Hand die eine Hälfte des Verhältnisses, nämlich an eine Vermälung sei erst in einigen Jahren zu denken und folglich auch dann erst an Disposition über das Vermögen. Auf den trägen Ignaz machte das wenig Eindruck; Graziane aber fand ein solches Verfahren unzuverlässig und verhehlte es nicht, weder ihrem Mann noch dem Grafen Richecourt. Der erste erwiederte, bei großartigen Unternehmungen müsse man sich Zeit lassen und der andere wunderte sich ungemein, daß diese junge Frau so entschieden eine abweichende Meinung äußere. Unter gewissen Umständen könnte das sehr unbequem werden, besonders wenn sie auf ihren Mann Einfluß hätte. Er gab sich alle Mühe ihr eine bessere Meinung vom Grafen Leonie de Richecourt beizubringen, der im höchsten Grade niedergeschlagen und gedemüthigt sich fühle, daß er ihr Mißtrauen durch einen Fall geweckt habe, der ihn ohnehin höchst schmerzlich berühre, weil er eine lebhafte Zuneigung für seine jugendliche Braut fühle und keineswegs auf die Laune des Vaters vorbereitet

gewesen sei. Mit unglaublicher Redefertigkeit entwickelte er seinen Kummer und durchflocht ihn mit so viel Huldigung für Graziane und brachte so lange die Sache immer wieder und wieder zur Sprache, bis er sie halb überredet und halb betäubt hatte, er sei der vortreffliche Mensch, für den er sich hielt. Hatte er ja doch nur die allerbesten Absichten! wollte er ja weiter gar nichts, als sich verheirathen und durch großartige Speculation das Glück seiner Familie begründen! waren ja doch Absicht und Handlung so moralisch wie möglich! fielen kleine Unregelmäßigkeiten vor, so waren sie nun einmal im engsten Zusammenhang mit allgemein menschlicher Unvollkommenheit.

Graziane war bald dermaßen beschäftigt, daß sie nicht Zeit fand, sich ihres Mannes Mangel an Beschäftigung zu Herzen zu nehmen. Ihr Haus, ihr Sohn, ihre geselligen Verbindungen, ihre gesellschaftlichen Pflichten, ihre Wohlthätigkeitsvereine, und was damit zusammenhing, Alles das nahm ihre Zeit dermaßen in Anspruch, daß sie sich wenig um ihren Mann bekümmern konnte. So fiel er nach und nach ohne äußern Sporn wie ohne innern Trieb sich selbst überlassen dem Nichtsthun anheim, langweilte sich entsetzlich, fühlte das Bedürfniß der Anregung und suchte sie dort, wo er gewohnt war sie zu finden. Nur brauchte seine erschöpfte Organisation immer stärkere Mittel zur Anregung und er griff zu Spirituosen die am meisten Alkohol enthielten. So

konnte er durch eine geringere Dosis und in kürzerer Zeit sich in Berauschung versetzen. Seine Nerven wurden dadurch so abgestumpft, daß die Nüchternheit ihm unerträglich war und daß er immer häufiger zu dem Mittel greifen mußte, welches ihn vorübergehend aus seinem erbärmlichen Zustand befreite, jedoch seine geistigen und physischen Kräfte untergrub. Die geringe Quantität der Spirituosen machte es ihm möglich, sich deren Genuß zu verschaffen ohne sein Haus, sein Zimmer zu verlassen. Sein Kammerdiener versorgte ihn mit dem Nöthigen und bewachte seine Thür. Auf diese Weise fand der öffentliche Scandal der früheren Zeit nicht statt, und es blieb auch für Graziane eine Zeit lang verborgen. Als es zur Enthüllung kam, wie es eigentlich mit Ignaz stehe, war in Graziane eine traurige Veränderung vorgegangen. Die Besserung ihres Mannes war ihr zum zweiten Mal mißglückt und so fand sie es gerathen, ihn seiner elenden Leidenschaft zu überlassen und ihren eigenen Weg zu gehen — einen Weg, auf welchem sie sich durch Graf Richecourt begleiten ließ. Seiner Ausdauer sich um ihr Vertrauen zu bewerben war es gelungen, daß Graziane ihn für den ergebensten Freund hielt, und als ihr Kummer wegen Ignaz zu Tage kam, Richecourt's Einfluß in Anspruch zu nehmen. Sie theilte ihm ihre Angst in der Gegenwart, ihre Sorge für die Zukunft bezüglich ihres Mannes, ihres Sohnes mit. Er ver-

suchte Vorstellungen und Bitten bei Ignaz anzuwenden, und in nüchternen Augenblicken versprach ihm Ignaz Alles, was verlangt wurde. Trat aber die Versuchung ihm wieder entgegen, so umstrickte sie wie eine Schlange Gedächtniß und Phantasie, Vernunft und Willen — immer enger und immer fester zog sie ihre Ringel — und schließlich brach Ignaz unter ihrer Wucht zusammen und vergaß, was er mit Hand und Mund gelobt hatte. So sank er immer tiefer und wurde allmälig ein Gegenstand des Widerwillens und der Verachtung für seine Frau, deren letzter Rest von Theilnahme sich darauf beschränkte, seinen Zustand vor der Welt, vor ihrem Sohn und vor ihrer Familie zu verbergen. Ihr Herz wendete sich Demjenigen zu, der ihr im Anfang dieser Schreckenszeit als Freund und Vertrauter zur Seite stand und den sie tausend Mal um Vergebung bat, daß sie ihn einst oberflächlich und leichtsinnig genannt hatte. Allmälig gewöhnte sie sich an ihre Lage. Ignaz hatte keinen Platz in ihrem Leben — nur in ihrem Hause, in seinem Zimmer, das er selten verließ — und Graziane lebte fort wie sonst, in der Gesellschaft und wie sie es beschrieben hatte, als die Krankheit ihres Vaters sie in die Heimat rief. Nur über Graf Richecourt beobachtete sie tiefes Schweigen und die Ihren fanden es in der Ordnung, daß der mißglückte Plan seine Freundschaft mit Ignaz zerstört habe und hatten kein Interesse sich nach ihm zu erkundigen.

Der beklagenswerthe Einfluß, den Graf Richecourt auf Graziane hatte, äußerte sich auch dadurch, daß sie sich gewinnen ließ für seine Liebhaberei an der Börse zu speculiren. Frauen lieben eine gewisse erregende Spannung. Er beschrieb ihr diese so reizend, die Erwartung so anziehend, ob man etwa für eine geringe Summe morgen oder übermorgen eine halbe Million in der Hand haben werde, daß Graziane mit der Neugier einer Evastochter vor Begier brannte, diese Spannung zu genießen. Sie händigte ihm eine Geldsumme ein, die nach ihren Begriffen sehr gering war und trug ihm auf Papiere zu kaufen, mit denen sie, nach einer spannenden Frist, eine halbe Million gewinnen könne. Richecourt war entzückt in die Reihe der Speculanten einzutreten. Zu speculiren, zu combiniren, zu riskiren — das war ihm die Hauptsache, die fesselnde Erwartung. An Gewinn für Graziane und weit weniger für sich, dachte er nicht im Entferntesten. Täglich brachte er ihr Berechnungen von tausend Möglichkeiten und Unmöglichkeiten, welche für oder wider ihre Papiere Chancen eröffneten, und Graziane suchte sich für Dinge zu fanatisiren, von denen sie keine Sylbe verstand, weil sie ihn begeisterten.

Leider verstand aber auch der leichtsinnige Richecourt nichts vom Börsenspiel, und er war nicht wenig betreten, nach einiger Zeit zu erfahren, die Papiere, die sein Portefeuille füllten, wären beträchtlich entwerthet

und er müsse eilen sie zu verkaufen. Er that es schleunigst; aber mit ungeheurem Verlust — und siehe da! nach drei Tagen stiegen dieselben Papiere zu schwindelnder Höhe und die leichtgläubigen Verkäufer waren geprellt.

Entrüstet und gedemüthigt offenbarte Graf Richecourt Grazianen sein Mißgeschick und daß von der Summe, welche sie ihm anvertraut habe, ungefähr die Hälfte durch jene ränkevolle Manipulation geschwunden sei. Sie tröstete ihn auf's Beste und bat ihn die Speculation damit fortzusetzen. Er that es mit dem größten Eifer, kam in den Besitz von Actien, von Loosen, von Papieren aller Art — nur nicht in den Besitz von Geld — sondern von enormen Schulden, die sich gehäuft hatten — er wußte nicht wie. Einmal hatte er sich freilich das unschuldige Vergnügen gemacht, eine bedeutende Summe zu borgen, damit Graziane den Spaß habe eines glänzenden Gewinnes sich zu erfreuen. Es war seine Absicht, das Geld am andern Tage dem Wucherer zurück zu stellen; doch Graziane bestand darauf, daß er das Glück verfolge. Er verlor das Geld und gerieth in einen finanziellen Wirrwar, aus welchem so wenig Rettung für ihn war, wie für den Schiffer, dessen Nachen in einen Strudel gerathen ist: er rudert und rudert mit größter Anstrengung; er bewegt auch den Nachen; doch nur im Kreise. Und immer enger wird der Kreis, je mehr der Nachen sich dem Mittelpunkt des Strudels

nähert. Endlich läßt der Schiffer die müden Arme ſinken, ſtarrt in den ſichern Untergang und ſchießt plötzlich mit ſeinem Nachen in die Tiefe. Die ſtrudelnden Wellen ſpielen noch eine Zeit lang mit dem Manne und ſeinem Fahrzeug — aber Rettung iſt unmöglich. So ungefähr, doch noch nicht auf der letzten Stufe, ſtand es mit ihm.

Da brach bei Ignaz das Delirium tremens aus und man brachte ihn zu einem Arzt, der in einer Privatanſtalt Geiſteskranke behandelte. Graf Richecourt glaubte in dieſem Augenblick der Beſtürzung und Verwirrung werde ſein Geſtändniß geringeren Eindruck machen. Er warf ſich Grazianen zu Füßen und bekannte ſich ſchuldig, mit maßloſem Unglück ſpeculirt zu haben — und zwar in ihrem Namen — wie ſie das gewünſcht habe. Er wage kaum die Ziffer der angehäuften Schuld zu nennen; — es müſſe aber ſein. Graziane beruhigte ihn mit der Verſicherung, ihr Mann ſei außerordentlich reich, ſie ſelbſt habe Vermögen, ſie wolle fortan ſehr eingeſchränkt leben, die Schuld werde ſich nach und nach abtragen laſſen; er möge nur angeben, was zuerſt zu thun ſei. Natürlich ſagte er: Geld verlangen.

Nun erhielt Graziane die Kunde, ihr Vater und Emerenz würden kommen und das Geld mitbringen. Dies war ſehr wenig nach ihrem Wunſch und durchaus gegen den des Grafen Richecourt. Er war entſchloſſen

zu verschwinden und alle Gläubiger direct an die Baronin Erting zu weisen; denn der Vater werde ohne Zweifel mit diesen Blutsaugern von Juden und Wucherern sehr leicht fertig werden. Mit dergleichen willkürlichen „ohne Zweifel" setzte er leichtfüßig über die bedenklichsten Fragen hinweg und er sann nur darüber nach, wie er Graziane auf sein Verschwinden und dessen Nothwendigkeit vorbereiten wolle. Ein unverhofftes Glück bot einen vortrefflichen Ausweg.

Man meldete ihm aus Bordeaux, das betreffende Fräulein sei höchst eingenommen von seiner Photographie und wünsche lebhaft seine persönliche Bekanntschaft. Entspreche diese ihren Erwartungen und den Forderungen, welche der Vater an den künftigen Eidam stelle, so werde auf diesen Besuch bald die Hochzeit folgen können, da das Fräulein vor Kurzem sechszehn Jahre alt geworden sei.

Graf Richecourt wußte sich vor Freude nicht zu fassen. Er wäre fast auf die Kniee gefallen, um Gott zu danken. Er setzte sich hin und schrieb Graziane einen Brief von acht Seiten. Sieben Seiten füllte er mit den Versicherungen seiner Bewunderung, seiner Verehrung, seiner Dankbarkeit und mit Klagen über die Grausamkeit seines Schicksals, das ihn von ihr hinwegreiße. Und auf der letzten Seite schrieb er, sein Wort sei dem jungen Fräulein gegeben; er müsse es halten,

wenn auch mit brechendem Herzen, denn sein Wahlspruch sei: Die Ehre über Alles.

Es war ein vortreffliches Schriftstück, das er nicht ohne Wohlgefallen bezüglich seines Styls überlas. Dann setzte er sich auf die Eisenbahn und fühlte sich von schwerer Last befreit, als ihm Paris im Rücken lag. Graziane erhielt am Vormittag seinen Brief. Am Abend traf Veldegg mit Emerenz ein.

## Viertes Kapitel.

Es war sehr still im Schloß von Grafenthurm. Wenig Dienstboten. Die großen herrschaftlichen Zimmer geschlossen. Freilich war der Aufenthalt auf dem Lande nicht lockend in jener Jahreszeit, wo Winter und Frühling unter heftigen Kämpfen mit einander um den Sieg streiten. An diesem Tage war er entschieden auf Seiten des Winters. Der Schneesturm heulte und aus dem grauen Gewölk sausten riesenhafte Flocken so massenhaft herab, daß sie das Tageslicht verdunkelten. Im Schloßhof und im Garten herrschte Grabesstille und im Schloß selbst gab sich nur im kleinsten Theil desselben einiges Leben kund. Der Thurm, der einst das Hauptgebäude gewesen, jetzt aber in seiner Alterthümlichkeit erhalten und an den Neubau gelehnt war, schien bewohnt zu sein, denn dessen sämmtliche Fenster waren weder durch Vorhänge, nach durch Läden geschlossen. Diese viereckige Steinmasse sah von Außen plump aus, war aber zu einer äußerst behaglichen Wohnung eingerichtet und hatte seinen besondern Eingang. Un-

mittelbar neben demſelben lag die Wendeltreppe, die zu drei Stockwerken führte. Jedes Stockwerk hatte vier Zimmer.

Im Salon des mittleren Stocks ſaßen zwei Damen mit Handarbeit beſchäftigt. Ein großer alterthümlicher Ofen erwärmte gründlich das größe Gemach. Ein ſtarker Teppich bedeckte den Fußboden, Portieren von ſchwerem Stoff hingen vor den Thüren und Doppelfenſter hielten jeden Luftzug ab. Die ganze Einrichtung war ſo behaglich, daß man ſich recht gemüthlich und häuslich zufrieden hätte fühlen müſſen. Da das letztere nicht bei dieſen Damen der Fall war, ſo ſpürten ſie auch nichts von dem erſten — und das war ſehr begreiflich, denn die eine dieſer Damen war Graziane und dieſen Thurm mit ſeinen elegant behaglichen Räumen hatte Eugenia für ihren Sohn einrichten laſſen, als er zum Erſtenmal mit Frau und Kind nach Grafenthurm kam.

In tauſend Erinnerungen an die Wechſelfälle in ihrem jungen Leben verſenkt, ließ Graziane die Handarbeit ruhen und blickte träumeriſch auf den wilden Tanz der Schneeflocken, die der Sturm gegen die Fenſter wirbelte. Sie war immer die intereſſante ernſte Graziane, mit ihren ſchwarzen melancholiſchen Augen.

„Ob es wohl noch einmal Frühling wird“ — ſagte ſie halblaut.

„Dem Kalender zufolge in acht Tagen,“ verſetzte die

andere Dame; „allein ich muß bekennen, daß ich diese Winterstürme dem grauen, kühlen, duftigen nordischen Frühling weit vorziehe. Ueberhaupt liebe ich die Stürme — sie sind von großartiger Poesie.“

„Ja, in der Poesie.“

„Nein! auch in der Wirklichkeit! Wie wir hier leben, still, abgeschieden, in dem alten ganz herrlich eingerichteten Thurm, den die Stürme umsausen, auf dem die Wetterfahne kreischend sich dreht — ist das nicht eine poetische Situation? könnte man sie nicht gleich zu einer Ballade benutzen? wird man nicht an alte Sagen erinnert von gefangenen Königinnen? . . . oder an die schöne, tragische Maria Stuart?“

„Ich staune immer von Neuem, Feodora, daß Du Dir die Neigung bewahrt hast, mit Phantasiegebilden Dich zu unterhalten.“

„Wer in der Wirklichkeit sein Glück, seine Freude, seinen Genuß nicht findet, ersetzt das Alles durch Phantasiegebilde, so wie Jemand, der an die kalten und kahlen Wände eines Zimmers, das er nicht verlassen darf, schöne Gemälde aufhängt.“

„Sie sind todt und sie bleiben todt, Feodora.“

„Aber meine Phantasie ist lebendig, indem ich sie male.“

„Desto nüchterner nimmt sich die Wirklichkeit gegen sie aus, und in ihr müssen wir leben. Was hilft mir der

Gedanke hier zu ſitzen wie eine gefangene nordiſche Königin, wenn ich die unglückliche Graziane bin und bleibe."

Feodora, als ein Fräulein von dreißig Jahren, hatte ſich der Reſignation in die Arme geworfen und ſich entſchloſſen, die Poeſie höher zu ſchätzen als die Wirklichkeit. Dies war nicht der Fall mit Graziane, der fünfundzwanzigjährigen Frau eines Geiſteskranken, der in ſeinen lichten Augenblicken nichts begehrte als — Alkohol.

Es fanden im verfloſſenen Sommer die traurigſten Auftritte ſtatt, als Veldegg und Emerenz nach Paris und Grazianen zu Hülfe eilten. Am wenigſten traurig war es, Ignaz ſicher untergebracht und in zuverläſſiger Behandlung zu finden. Doch der Wirrwarr der pecuniären Verhältniſſe, dieſe Schuldenlaſt, dieſe Sorte von Gläubigern und dazwiſchen Graziane ganz zerſchmettert — nicht von dieſen Dingen, ſondern von Schmerz über Richecourt, den ſie nur in ſo fern nannte, als ſie unumgänglich Auskunft geben mußte über dieſen wahnwitzigen Ankauf und Verkauf von Papieren, die zum Theil ſo wenig Werth hatten wie ein Zeitungsblatt von geſtern: das Alles führte zu herzzerreißenden Verwickelungen und Enthüllungen. Es war für Veldegg unmöglich, dieſe Angelegenheit zu entwirren. Er übergab ſie einem geſchickten Advokaten, damit gerechte Anſprüche von Wucher und Prellerei geſchieden wür-

den — und kehrte mit Töchtern und Enkel in die Heimat zurück.

Graziane wäre viel lieber in Deggenrain und bei ihrem Vater geblieben; doch Eugenia ließ das nicht zu. Zwei Töchter und ein Enkel — das wäre ja ein ganzer Familienkreis für Veldegg, sie aber vereinzelt gewesen! Ueberdies war sie allzu erzürnt über Graziane, um ihr nicht etwas heilsame Strafe angedeihen zu lassen.

„Von Selbstständigkeit kann ja in keiner Beziehung bei Graziane die Rede sein," sagte Eugenia, als sie mit Veldegg die Zukunft ihrer Schwiegertochter überlegte; „sie hat uns leider bewiesen, daß sie weder sich selbst, noch ein Haus zu leiten versteht, und es scheint mir das Sicherste, wenn sie bei mir in früherer Weise lebt. Der Aufenthalt in Grafenthurm ist ihr dann gesichert; ob wir aber unser Haus in der Residenz behalten, ist fraglich."

„Steht es so schlimm?" sagte Veldegg bestürzt.

„Wenn auch nicht eben schlimm, so ist doch der Geschäftsführer entschieden der Ansicht, daß man liquidire; weil der Chef des Hauses unheilbar erkrankt und dessen Sohn und Erbe ein sechsjähriger Knabe sei. Diese beiden Umstände bieten nach seiner Meinung einen günstigen Augenblick, um ohne Aufsehen diesen Schritt zu thun. Von der Höhe der früheren Jahre sei das Haus schon lange, theils durch äußere Con-

juncturen, theils durch den Mangel eines tüchtigen Chefs herab geſtiegen. Er ſelbſt werde alt und fühle ſich der Laſt und der Verantwortung nicht gewachſen. Der Zeitpunkt ſei gekommen, um mit Ehren das Haus aufzulöſen."

„Seine Anſicht ſcheint mir ganz richtig und muß in dieſem Fall maßgebend ſein. Möge Emerich's Vermögen ſich verringern, wenn es nur geordnet und geſichert iſt;" ſagte Veldegg.

So bitter Eugenia ſich durch den Zuſtand ihres Sohnes gedemüthigt fühlte, ſo eifrig ſuchte ſie ſich andererſeits Genugthuung für ihre despotiſche Neigung zu verſchaffen, indem ſie Schwiegertochter und Enkel unter ihre Botmäßigkeit brachte. Sie fand es in der Ordnung, daß Graziane, die den großen Wirrwarr in Paris angeſtiftet habe, mit ihrem Vermögen dazu beitrage die Schuld zu decken, und dieſe war zu Allem bereit, was die Schwiegermutter begehrte, wenn man ſie nur mit dieſer ſchrecklichen Geſchäftsſache verſchonte. Hätte ſie gewußt, wie beſtürzt Graf Richecourt aus Bordeaux zurückkehrte, ſo würde ſie darin eine gerechte Strafe gefunden haben. Mochte das junge Fräulein von ſeiner perſönlichen Erſcheinung ebenſo eingenommen ſein, wie von ſeiner Photographie — der Vater war es ſo wenig, daß er die Verhandlungen ohne Weiteres abbrechen wollte, und ſich ſchwer herbeiließ auf Richecourt's Anſprüche einzugehen, der eine Vergütung verlangte, weil

er „ohne Zweifel“ eine glänzende Heirath gemacht hätte, wenn er frei gewesen wäre; er habe sich stets als gebunden betrachtet. Der Vater entgegnete, davon sei nie die Rede gewesen. Graf Richecourt erneuerte jedoch so unermüdlich und mit einem solchen Strom von Worten seine Behauptung, daß der Kaufmann schließlich fand, es sei vortheilhafter einige tausend Francs, als seine kostbare Zeit mit diesem Schwätzer zu verlieren — und der elegante Graf Leonie de Richecourt mußte sehr froh sein, für die Summe von vierzigtausend Francs seine vermeintlichen Ansprüche zu verkaufen.

Von dieser Wendung seines Schicksals wußte Graziane nichts. Sie war in Grafenthurm und blieb dort, als ihre Schwiegermutter im Spätjahr wie gewöhnlich in die Residenz ging. Graziane erklärte, es sei ihr unerträglich in der Welt zu erscheinen. Paris habe sie in dieser Beziehung übersättigt; sie wisse sich zu beschäftigen, und für den kleinen Emerich sei das Landleben vortheilhafter als der Aufenthalt in der Stadt. Ueberdies sei sie ungefähr in der Lage einer Wittwe und die Zurückgezogenheit gezieme ihr.

Eugenia fand das sehr passend und ließ ihr Feodora zur Gesellschaft. Ein junger braver Mann war gefunden, der bei dem Kleinen die Hofmeisterstelle übernahm, und so befand sich in Grafenthurm ein kleiner häuslicher Kreis, den hauptsächlich der Knabe belebte,

der mit allen Gaben der Natur ausgestattet, mehr Veldegg als Erting war. Bei der Wahl des Hofmeisters hatte es stille Kämpfe gegeben, welche nicht von Graziane ausgingen. Emerenz und Eugenia standen einander gegenüber, und zu Eugenia's größtem Schmerz hatte Emerenz gesiegt. Eine jämmerliche Erziehung durch eine verblendete Mutter trug die Hauptschuld am Verderben des unglücklichen Ignaz, und Veldegg verschloß sich dieser Einsicht nicht. Darauf fußte Emerenz, um ihn zu beschwören, einen Mann zu wählen, der christliche Prinzipien habe, mit denen er freilich auch andere Fähigkeiten verbinden müsse. Sei er tauglich und geschickt wie alle Uebrigen, sei er außerdem aber auch noch ein guter Christ: so wage man ja nichts bei einer solchen Wahl. Erweise sie sich unbefriedigend, so könne man ja einen Wechsel vornehmen.

Eugenia wendete ein:

„Vielleicht ist es doch zweckmäßiger in unseren Tagen religiöser Aufregung ein Kind ohne positive Religion zu erziehen. Ist seine Vernunft dereinst entwickelt, so versteht es vorurtheilsfrei die verschiedenen Lehrsysteme und entscheidet sich selbstständig für das Eine oder das Andere."

„Oder auch für Keines und tappt dann zeitlebens unsicher umher," sagte Veldegg ungewöhnlich lebhaft.

„Sie haben zu entscheiden, bester Veldegg," sagte Eugenia einlenkend; „Sie kennen meine Art: ich mache

Einwände, um mich von Ihnen belehren zu lassen. Allzu gründlich ist mir die Erziehung meines armen Sohnes mißglückt, als daß ich bei der meines Enkels ein entscheidendes Wort beanspruchen möchte."

Wenn Eugenia dergleichen Selbstanklagen vorbrachte, war Veldegg gerührt durch die scheinbare Demuth und er gab zur Antwort:

„Ihr Enkel ist der meine und ist der einzige Nachkomme meiner drei Kinder. Mein Hab' und Gut muß ich einst ihm geben, und meinen Namen, der sonst aussterben werde, will ich ihm geben. Sie können also überzeugt von der Liebe sein, die ich für den Knaben fühle, und von der Sorge, mit welcher ich seine Erziehung überwachen werde."

Und so war denn Emerich in den Händen eines jungen tüchtigen Mannes, der von seiner Aufgabe im christlichen Sinne durchdrungen war und vor Allem die Seelenbildung des Kindes vor Augen hatte.

Zum Weihnachtsfest hatte Emerenz ihre Schwester besucht und mit Freuden die Veränderung bemerkt, die in drei Monaten mit dem verwilderten unbotmäßigen Knaben vorgegangen war.

„Denke Dir," sagte Graziane, „Emerich gehorcht auf's Wort!"

„Und nur das ist Gehorsam!" rief Emerenz froh. „Gehorchen, weil es der Einsicht oder der Ueberzeugung entspricht, ist etwas ganz Anderes, als kindliche Folgsamkeit."

War auch Graziane in ihrem winterlichen Aufenthalt nicht eben heiter gestimmt, so war doch in ihrem Sohn so viel Gutes und Liebenswürdiges, und es kam unter einer sorgsamen Pflege so erfreulich zu Tage, daß sie sich, wenigstens vorübergehend, erwärmt und zufrieden fühlte. Emerenz hoffte, die Mutterliebe werde schließlich alle Schwärmerei, die ja nur eine Ausartung oder eine verkehrte Anwendung des Gefühls ist, besiegen. Ueberdies kann wahre Mutterliebe ohne Liebe zu Gott gar nicht bestehen; denn sie ist nur dann die wahre, wenn sie sich als das Werkzeug betrachtet, durch welches das Kind zu Gott geführt werden soll. So hoffte Emerenz weiter: was eigentlich die Mutter für das Kind zu thun habe, werde vielleicht durch das Kind für die Mutter — ja sogar für den Großvater geschehen.

An jenem stürmischen Wintertage sprang Emerich nicht so munter wie gewöhnlich in den Salon hinein, er sah übel aus und seine Hände waren heiß. Abends trat ein heftiges Fieber ein, und als der Arzt kam, war die Diphtheritis ausgebrochen.

Emerenz und Veldegg folgten sogleich der Bitte Grazianens, die in ängstlicher Spannung dem raschen Verlauf der schrecklichen Krankheit zusah. Die allgemeine Besorgniß war bald gehoben. Der Kleine genas; aber Graziane wurde von derselben Krankheit befallen und ihre Genesung ging sehr langsam vorwärts,

und sie war erst hergestellt, als der Frühling in aller Pracht grünte und blühte. Veldegg und Emerenz waren während der ganzen Zeit, theils zur Pflege, theils zur Gesellschaft in Grafenthurm gewesen. Jetzt gingen sie nach Deggenrain. Graziane wollte ihnen in nächster Zeit mit Emerich und Herrn Roser folgen, um einige Monate dort zu verweilen. Während ihrer Anwesenheit sollte Emerenz die Badecur brauchen, welche der Arzt schon seit zwei Sommern vergebens für sie verlangt hatte. Sie war jetzt dazu bereit, weil sie ihren Vater in einer vortrefflichen Gesellschaft zurückließ — in der eines tief gläubigen, gebildeten, charaktervollen jungen Mannes, und in der eines Knaben, dessen schöne Geistes- und Herzensanlagen auf dem warmen Boden und in der sonnigen Atmosphäre des Christenthums entwickelt wurden. Von Emerich hörte Veldegg die ersten Grundlehren der Religion in ihrer ganzen Einfachheit und Erhabenheit — und gegen den heiligen Glauben des Kindes war keine Controverse möglich. Von Emerich vernahm Veldegg die Leidensgeschichte des Erlösers, und wenn der Knabe zuweilen mit Thränen im Auge und mit bebenden Lippen einzelne Züge, die ihn besonders ergriffen, erzählte, so dachte Veldegg fortwährend in seinem Herzen: O seliger Glaube! O seliges Kind! — Einmal hatte Veldegg den Herrn Roser gefragt:

„Wie fangen Sie es an, um in das Kind den Glauben hineinzulegen?“

„Im unschuldigen Kinde ist die Glaubensfähigkeit durch die Taufgnade vorhanden, Herr Baron," versetzte Herr Roser; „daher faßt es die Glaubenslehren sehr leicht. In dem Maß als das Kind die Taufgnade verliert, geht ihm auch die Glaubensfähigkeit verloren und es kann zum Zweifler, ja allmälig zum Gleichgültigen, zum Ungläubigen werden, wenn es nicht Sorge trägt, daß ihm das Sacrament der Buße die verlorene Gnade und mit ihr die Glaubensfähigkeit wiederbringt."

„Steht dann . . . ich meine im späteren Leben — der Glaube so fest wie in dem unschuldigen Kinde?"

„In anderer Weise, Herr Baron! Das Kind ahnt keinen Zweifel — der Mann besiegt ihn. Innerhalb des engen kindlichen Horizontes bietet weder der Geist noch die Außenwelt Versuchungen, die gegen die Glaubenslehren streiten. Dem Mann drängen sie sich auf Schritt und Tritt entgegen. Das Kind hat Frieden, der Mann hat Kampf — und dies ist ja überhaupt die Signatur der verschiedenen Lebensalter. Daher ist es so unbeschreiblich wichtig, daß das Kind im ungetrübten Frieden der Unschuld verbleibe."

Emerenz jubelte im Stillen bei dergleichen Gesprächen; denn Herr Roser war aus einer ganz entfernten Gegend, kam ganz fremd in die Familie, hatte keine Ahnung von der irreligiösen Richtung Veldegg's;

— folglich durfte dieſer nicht annehmen, daß Herr Roſer die Abſicht habe ihn zu bekehren, — was er häufig bei Emerenz und bei ſeinem Pfarrer vorausſetzte, und ſich dadurch gegen das was ſie ſagten zur Wehr ſetzte.

„Wir ſollen nicht die Genugthuung haben, lieber Herr Pfarrer, günſtig auf meinen Vater eingewirkt zu haben," ſagte Emerenz lächelnd; „ein Kind wird uns den Rang ablaufen."

„Deſto beſſer! ſo bleiben wir in der Demuth und danken Gott, daß er tauglichere Werkzeuge hat. Indeſſen wiſſen wir doch nicht, wie weit die Tochter dem Enkel vorgearbeitet hat, liebe Frau Gräfin."

Emerenz ſollte abreiſen und Feodora ſie begleiten. Nach der Badecur wollte ſie einige Zeit bei Gräfin Tengenberg zubringen. Ihre Abweſenheit war auf zwei Monate berechnet. Veldegg befand ſich ſehr wohl und in beſter Umgebung; ſie hingegen fühlte ſich ſo angegriffen, daß ſie wünſchte ihre Geſundheit zu ſtärken und die Reiſe war ihr willkommen. Doch am Vorabend der Abreiſe erkrankte ſie. Schon lange hatte ſie täglich gegen Abend ein leichtes Fieber gehabt, ohne es zu ahnen. Sie war nie krank geweſen, und ſo hielt ſie die unbehagliche Erregung, die mit dem Fieber verbunden iſt, einfach für Nervenſchwäche, der man nicht nachgeben dürfe. Jetzt ſtellte ſich die Sache anders, und der Arzt verſuchte vor Allem dem Fieber ein Ende

zu machen. Ohne Erfolg. Er verlangte, daß ein zweiter Arzt herbeigezogen werde. Auch dieser war nicht glücklicher. Ein unsäglicher Schreck bemächtigte sich aller Gemüther. Emerenz leidend, krank, vielleicht sehr krank, sogar gefährlich krank: diesen Gedanken hatte noch nie Jemand gehabt. Es war so viel Leben, so viel Kraft in ihr — ihr ganzes Wesen war durch und durch der Gegensatz zu Kränklichkeit — man hätte sie für unsterblich halten mögen. Und jetzt waren zwei erfahrene Aerzte nicht im Stande, sie von einem elenden Fieber zu befreien. Veldegg gerieth in tödtliche Angst. Emerenz war nicht bettlägerig, sie erschien im Familienkreise, sie nahm Theil an der Unterhaltung — doch ihre schlaflosen Fiebernächte erschöpften mehr und mehr ihre Kräfte. Sie stand immer später auf und legte sich immer früher nieder. Sie verließ nicht mehr ihre Zimmer. Sie ertrug nicht mehr die Anwesenheit verschiedener Personen — nicht mehr lautes, fortgesetztes Gespräch — und eines Morgens sagte sie:

„Ich will heute den ganzen Tag im Bett bleiben . . . ich bin so müde."

Veldegg starrte sie an. Ihm war als werde ein Schleier von seinen Augen genommen. Wie furchtbar sah die schöne blühende Emerenz aus! wie eingesunken das Auge! wie entstellt die Züge! wie entfärbt, wie abgezehrt das Antlitz! —

Als er ihr Zimmer verließ, stand der Angstschweiß

auf seiner Stirn, seine Zähne schlugen auf einander. Er traf einen Arzt, legte die Hand mit eiserner Schwere auf dessen Schulter und sagte mit erstickter heiserer Stimme:

„Sie stirbt! . . . das ist mein Todesurtheil."

Der Arzt sagte, was ihm in einem solchen Fall zu sagen bleibt. Doch Veldegg hörte nicht auf ihn und wiederholte nur:

„Sie stirbt! O meine Emerenz . . . meine Emerenz! . . . sie stirbt."

Die Einen hofften mehr, die Anderen weniger. Es wird den Angehörigen und der nächsten Umgebung unglaublich schwer, sich zu überzeugen, daß der Tod sich naht. Das geht so weit, daß sie zuweilen Symptome des Todes für Symptome der Genesung halten. Diese Hoffnung ist eine Erleichterung. Ohne sie würden sie in jedem Augenblick am Krankenlager den Schmerz des letzten Abschieds empfinden.

Emerenz wußte nicht, wie es mit ihr stehe. Der Hausarzt sagte dem Pfarrer, es sei nicht unmöglich, daß sie, wenn das Fieber sich steigere, plötzlich auslöschen werde. Der Pfarrer theilte ihr tief erschüttert die Ansicht des Arztes mit.

„Muß ich schon sterben!" sagte sie überrascht; „ich bin doch noch jung . . . und sehr unfertig."

„Nach seinem Rathschluß ruft Gott der Herr über Leben und Tod die Seinen ab. Die Ergebung, mit

der wir die Entscheidung aus seiner Hand annehmen, ist unser letztes Opfer, liebe Frau Gräfin."

„Das meine nicht," erwiederte Emerenz sanft.

In tiefem Frieden bereitete sie sich vor auf die letzte Stunde, von der sie nicht wußte, wann sie ihr schlagen werde. Dann ließ sie ihren Vater bitten zu ihr zu kommen. Er kam mit der mühsam unterdrückten Trostlosigkeit, in welche der bevorstehende Verlust der Tochter ihn versenkte. Sie besprach mit ihm ihren letzten Willen so ruhig, wie sie vor einiger Zeit ihre Badereise besprochen hatte. Graziane hatte sich ihren Antheil an Hainau auszahlen lassen, um zur Deckung der Pariser Schulden beizutragen, wie ihre Schwiegermutter es verlangte. Jetzt setzte Emerenz den kleinen Emerich zum Erben von Hainau ein, doch mit der Bestimmung, daß Graziane die Einkünfte genieße, damit die Arme einer unabhängigen Existenz sicher sei, da man ja noch immer nicht wisse, wie sich die Erting'sche Angelegenheit gestalten werde. Die Einkünfte des kleinen Tengenberg'schen Vermögens bestimmte sie zu Jahrgeldern für zwei Dienstboten, die seit ihrer Heirath bei ihr waren und für ein Paar hülfsbedürftige Personen. Das Capital sollte getheilt werden und zur Hälfte der Armenkasse von Deggenrain und der von Obertengenberg zufallen.

Mit brechendem Herzen und mehr durch Zeichen als durch Worte gab Veldegg die Versicherung, daß

Alles genau befolgt und erfüllt werden solle. Endlich sagte Emerenz:

„Jetzt habe ich nur noch einen Wunsch, mein lieber, theurer Vater. Es ist der, welcher mich in diesen sieben Jahren, die ich bei Dir verlebte, beseelt hat und Gegenstand meines inständigen und beharrlichen Gebets gewesen ist. Es ist der Wunsch in Dir einen treuen Sohn der katholischen Kirche zu sehen. Dies Glück zu erleben — o liebster Vater! . . . für diese Wonne habe ich keine Worte. Aber sie war zu groß für mich und ich bekenne willig, daß ich sie nicht verdient habe. Jetzt, da ich auf dies Glück verzichten muß, ruft mich der liebe Gott in eine andere bessere Welt. Vielleicht werde ich dort besser für Dich beten können als hienieden, wo mein ohnehin so armseliges Gebet seine geringe Wirksamkeit durch meine tausend Fehler verlor. Dann wird er Dir gewiß die Erkenntniß geben, die Eine, die uns Allen nothwendig ist: daß die Menschwerdung Gottes der Mittelpunkt der Weltgeschichte und der Mittelpunkt jedes einzelnen Menschenlebens ist. Zu ihm sollen all' unsere Wege gerichtet sein. Zu ihm sollen wir uns hinwenden, uns hinziehen lassen, durch Freude und Leid, durch Glück und Schmerz. Und da wir so eingerichtet sind, daß uns Leiden und Schmerzen am sichersten zu Gott hinführen, so muß er sie uns so lange zusenden, bis wir erkennen, daß sie uns auf den Pfad des Heils hinweisen, den wir einschlagen sollen. Diese

höchste Gnade wird die Liebe für Dich erflehen, theurer Vater . . . und sehen wir uns dereinst in der Ewigkeit wieder, so werden wir beseligt die Hymne von Gottes Erbarmungen singen."

Mit einem Jammerschrei, der sich seiner gequälten Brust entrang, sank Veldegg neben dem Sterbebett auf die Kniee und ächzte:

„O meine Emerenz, verlaß mich nicht! ich will glauben wie Du glaubst . . . aber bleibe bei mir . . . Emerenz, Du Einzige."

„Gott will es nicht!" erwiederte sie sanft; „ich verdiente nicht den Tag dieses Glücks zu sehen. Es wird Besseren, als ich bin, zu Theil werden. Ich habe dies Opfer meinem Herzen abgerungen, mein liebster Vater."

„Nein, Emerenz, nein! Besseres wie Du gibt es für mich nicht. Was der Vater für sein Kind sein soll, bist Du für Deinen Vater geworden: ein Schutzengel! . . . Ja Emerenz . . . ein Schutzengel . . . liebend, betend, schweigend, selbstlos, geduldig: so hast Du sieben Jahre, die schönsten Deiner Jugend, an meiner Seite und nur für mich, den alternden, kränkelnden Vater gelebt. Meinst Du, das habe mir keinen Eindruck gemacht und ich hätte nicht verstanden, welch Gefühl Dich beseele? Nein, Emerenz, so stumpf war mein Herz nicht. Doch um zu sagen: Du hast Recht, Eme-

renz, und ich habe Unrecht — dazu gehörte der zerschmetternde Hammerschlag auf mein Herz, der Dich mir raubt. Jetzt sollst Du wenigstens den Trost in die Ewigkeit mitnehmen, daß ich mich auf Gnade oder Ungnade in die Arme Gottes werfe und daß Du es bist, Du allein, die mich dazu gebracht hat!" — —

Ganz Deggenrain strömte am andern Morgen im Schloßhofe und in der untern Halle zusammen, als man erfuhr, daß der Pfarrer die heilige Wegzehr der Frau Gräfin bringe, und viele Thränen flossen, als er daher kam den Heiland der Welt tragend und, am Portal von Kerzenträgern empfangen, durch die knieende Menge und über die große geschmückte Treppe schritt und oben verschwand.

Aufgerieben und abgezehrt von der Krankheit, welche die Aerzte galoppirende Schwindsucht nannten, athmete Emerenz leise mit geschlossenen Augen. Die Schatten des Todes lagen auf ihrem Antlitz, das Leben war am stillen Erlöschen. Da empfing sie die heilige Wegzehr und schlug die Augen auf. Und aus diesen trüben, matten, tief eingesunkenen Augen stralte urplötzlich ein Licht auf, wie der Abglanz aus einer höheren Welt. Sie sah zu Füßen ihres Sterbebettes ihren Vater auf einem Betstuhl knieend, der nach ihr das Unterpfand des ewigen Lebens empfing. Mit diesem Blick schlossen sich ihre Augen für diese Welt.

Tiefe Stille herrſchte in dem Zimmer, in welchem ſich ſo wunderbare, ſo göttliche Geheimniſſe vollzogen. — —

Der Pfarrer zerdrückte eine Thräne und ſagte: „In pace.“

# Fünftes Kapitel.

„Sie kommt zu uns," sagte Gräfin Tengenberg in Thränen schwimmend, „und sie bleibt bei uns."

„Unverlierbar," setzte Graf Andreas hinzu.

Für ihn war die ganze Welt mit einem Trauerflor bedeckt.

Außer in ihren letzten Tagen hatte Emerenz nie von ihrem Tode gesprochen. Man fand aber einen Papierstreif, auf den sie mit Bleistift und mit zitternder Hand geschrieben hatte:

„In Obertengenberg habe ich zum ersten Mal in meinem Leben zu Füßen eines Cruzifixes geschlafen. Ich möchte in der Gruft zu Obertengenberg an Hellmuth's Seite den Schlaf finden, auf den ein ewiger Morgen folgt."

Als Gräfin Tengenberg diese Nachricht empfing, rief sie:

„Wer weiß, ob sie es nicht der Barmherzigkeit Gottes abgerungen hat, daß Hellmuth nicht auf ewig verloren gehe."

Veldegg geleitete die theure Leiche nach Obertengenberg.

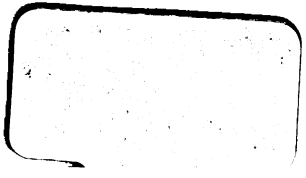
„Anders als Sie es einst wünschten," sagte er zu Andreas, „führe ich sie Ihnen zu, sie — deren Werth Sie zuerst von uns Allen im vollen Umfang erkannt haben."

Schweigend erwiederte Andreas Veldegg's Händedruck. Er war sprachlos vor Schmerz.

Die letzten Töne des Requiems verhallten und Veldegg's Kraft brach mit ihnen zusammen. Ein neuer Anfall seines Herzleidens trat mit solcher Heftigkeit ein, daß der erschreckte Arzt Beistand verlangte. Ein Telegramm rief Graziane und Veldegg's Hausarzt herbei.

Die zärtlichste Pflege und die sorgsamste ärztliche Behandlung vermochten nicht Veldegg zu retten. Er entschlief im Frieden des Herrn. Graf Andreas führte seine Ueberreste nach Deggenrain, dessen Herrin jetzt die vereinsamte, schmerzgebeugte Graziane war.

Nach seiner Rückkehr ging Andreas in die Gruft, wo sein Vater und sein Bruder, Hellmuth und Emerenz in ihren großen schwarzen Särgen in feierlicher ernster Reihe ruhten. Dort betete er ein De profundis, küßte ihren Sarg und sagte:

„Unverlierbar."

571290